

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

11. Jahrgang

Oktober 1934

Nummer 10

Christus

Wenn heute er vom Himmel niederstiege,
der große Krieger, der die Wechsler schlug,
so brüllt ihr wieder euer „crucifige!“
und schlägt an's Kreuz ihn, das er selber trug.

Er aber lächelt leise eurem Hass:
„Die Wahrheit steht, wenn auch ihr Träger fällt,
der Glaube lebt, da ich das Leben lasse...
Und ragt am Kreuz den Kämpfern aller Welt.“

BALDUR VOTZ SCHIRACH

Hölle und Himmel werden auf Erden zu wachsen beginnen*)

Wir erwarten einen feindlichen Angriff und bauen im Laufe des Nachmittags unsere Stellung daraufhin aus. Tankgewehre werden aufgestellt. Maschinengewehre werden so eingebaut, daß sie nach rechts und links flankieren können. Entfernungen werden geschätzt. Stahlmunition wird bereitgelegt. Über uns, weiter hinten, sollen bereits Tankabwehrkanonen stehen.

Während der Vorbereitungen wird wenig gesprochen. In unseren Augen steht mit finsterner Entschlossenheit: Mögen sie kommen. Hier sollen sie nicht durch. Gegen Abend ist lebhaftes Wummern zu hören. Maschinengewehre hämmern. Es klingt nebenfächlich im Gebrumm der Kanonen.

Ich stelle mir vor, was dieses Hämmern eigentlich ist: Gigantische Sensenhiebe, flach über das Land. Sie mähen, wie der Mäher das Gras, die Menschen dahin. Links von uns ist anscheinend die Schlacht wieder im Gange. Hinter uns auf der Höhe hauen Granaten ein. Wir hören sie nicht kommen. Vielleicht steht schon feindliche Artillerie in unserer Flanke links hinten.

Die Nacht bricht herein, und der Schlachtlärm verstummt. Abwechselnd kann immer die eine Hälfte der Leute schlafen, die andere muß wachen. Es ist meine erste Nacht im Graben. Sie umsteht mich, wie nie eine Nacht mich umstand. Als Wandervogel habe ich manche Nacht mit den Freunden durchwandert und war dann am Morgen erfüllt von dem Leuchten der Sterne auf schweigendem Grund. Aber was war das gegen dieses Stehen, Stunde um Stunde. Wo die Menschen daheim im Lande jetzt schlafen und noch nichts wissen von dem feindlichen Durchbruch. Während wir hier einen neuen, vielleicht entscheidenden Angriff erwarten, wir, eine dünne Linie, die den Feind aufhalten soll, der mit Tanks und zahlloser Artillerie ausgerüstet ist; während hinter uns wahrscheinlich keine Reserven mehr liegen. Wo uns jeden Augenblick eine Granate erreichen kann und wir doch stehen, ob sich nichts Verdächtiges regt, aber nur über dem Haupte das Sternenzelt kreist. Und auch nichts hören, als nur den warmen Atem unserer schlafenden Kameraden. Und nur stehen, alle zwanzig Schritte ein Mann, der nächste bereits zu einem Schemen verblaszt, dünn, fast wie im Nebel verweht und doch wachend, lauschend, tragend ein Los.

*

*) Die kleine Zusammenstellung ausgewählter Zeilen „Hölle und Himmel“ wurde mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Gotthard Peschko, Darmstadt, aus dem Joeben in diesem Verlage erschienenen und lesenswerten Kriegsbuch: „Das Leben im Tode“, von Hans Ruhn, entnommen. Die Schriftleitung glaubt, daß gerade diese Abschnitte allen ernsthaften Menschen auch etwas über die religiöse Unruhe unserer Tage zu sagen haben werden.

Die Kanoniere arbeiten hemdärmelig, und unsere Verblüffung macht ihnen Spaß. Aus dem Weiwagen ertönt eine Stimme. Meist ruft sie Zahlen. Ein Witz an der Kanone wiederholt das Gesprochene ebenso knapp. Und dies Echo ist den Artilleristen Befehl. An Rädern und Hebeln setzt es sich durch sie sofort in Bewegungen um, wodurch sich das Rohr der Kanone steiler emporreckt oder senkt, rechts oder links rückt. Kartusche und Granate werden herbeigeschafft. Sie verschwinden im Lauf der Kanone. Lademeldung erfolgt. Ein Spaßvogel ruft uns von der Kanone aus zu:

„Mund und Augen auf, Beine auseinander, Ohren zu!“

Schwach hören wir einen Befehl, sehen einen zuckenden Arm am Verschuß, einen Blitz an der Rohrmündung, ein schwaches Schüttern der Kanone und vernehmen einen dumpfen Ruck im Leibe.

„Wo schießt ihr denn hin?“

„Hinter Hazebrouck macht sich der Tommy bei hellichem Tage zu wichtig. Wollen ihm das Geschäft ein wenig verpfeffern.“

In mir kämpfen Bewunderung und Grauen. Mir fällt meine Begeisterung ein, mit der ich von dem neuen Ferngeschütz las, das bis nach Paris schießt. Aber jetzt will sich jene Begeisterung wenig mit dem hier Erlebten vertragen. Harmlose Soldaten freuen sich fast an dem tödlich sicheren Spiel dieses unheimlichen Mechanismus: Vierzig Kilometer entfernt, unsichtbar, unerreichbar für uns, wälzen sich Menschen in Schmerzen und Blut!

Plötzlich begreife ich —, mehr, plötzlich sehe ich, was das ist: **K a n o n e n - f u t t e r !**

Wir alle: Kanonenfutter, nichts weiter!

Der Feind drüben: Kanonenfutter! Ein Gespenst, dies: Kanonenfutter.

Michels fühlte schon das Gespenst, wußte aber nicht, wie es wirkt. Es rechnet nur noch mit Klugheit. Nicht mehr mit Tüchtigkeit. Nicht mehr mit Mut. Ein leuchtender Wille durchflammt mich: Ich muß wachen, wann und wo sich das Gespenst ungesehen zwischen die Menschen hineinschieben will.

Da suche ich die Kameraden und fühle mich in ihrer Nähe geborgen.

*

Oh Mutter! Du denkst an den einsamen Soldaten, wenn keiner sonst niemand auf Erden gedenkt. Und das ist fast wieder so warm und fast wieder so gut wie damals, da ich als Kind auf dem Schoße dir saß. Aber der Soldat, für den du betest, Mutter, ist nicht mehr das Kindlein von eh. Er ist jener Junge auch nicht, für den du ihn hältst. Du würdest erschrecken, sähest du, was er heute ist.

Mutter, du zeigtest mir einst unsere Erde und über der Erde die Sterne. Aber den Sternen aber, so lehrtest du mich, sei der Himmel. Und in diesem Himmel der allmächtige Gott. Der Gott, der uns fern ist und vor dem wir Menschen ein Nichts sind. Der Gott, der das Weltall und alle Geschöpfe erschuf und einst richtet und straft und belohnt.

Ich kam auf die Schule und hörte es dort wieder. Und die, von denen ich's hörte, Leute in finsternem Kleid und mit finsternem Gesicht, erschienen wie unheimliche Vertreter dieses richtenden Gottes.

*

„Mußt auch was essen, Mensch. Siehst wie hergekoxt aus“, meint Hoyne und kramt aus seinem Brotbeutel Brot und eine erbrochene englische Fleischbüchse heraus. Es ist noch eine reichliche Portion drin. „Das mußt du alles futtern“, meint er und stellt die Sachen umständlich vor mich hin.

„Aber Hoyne, ich kann dir doch nicht deine Sachen wegessen. Habe im Cornister ja selbst noch eine volle Fleischbüchse. Und Brot habe ich auch noch etwas“, wehre ich ab.

„Wenn ich aber will, daß du jetzt von mir etwas nimmst.“ Dabei schaut er mich so merkwürdig an, daß ich fast weinen möchte. Ich weiß selbst nicht warum; ich glaube vor Glück.

„Dann sage ich freilich ja“, erwidere ich.

Wir sind geradezu zärtlich umeinander besorgt. Das kommt uns ungewohnt vor. Ich weiß, daß Hoyne und Schlüse bereits satt sind, aber ich fordere sie trotzdem zum gemeinsamen Mitessen auf. Sie lehnen ab, weil das alles für mich sei. Da bitte ich sie, sich wenigstens zu mir zu setzen.

Hoyne haut sein Gewicht hin. Schlüse will nicht. Er schaut plötzlich unruhig in der Gegend umher, und ich weiß nicht, was er hat. Aber es veranlaßt mich, schneller zu essen, und ich komme dadurch wieder zu Kräften. Die Sonne brennt unerträglich und die Luft brodelte vor Hitze. Meine Augen durchwandeln das Gelände nach einer schattigen Stelle. Ein paar hundert Meter entfernt beginnt links vom Geleise ein Wäldchen. Ich schlage vor, hinüberzugehen.

„Nein, nein!“, wehrt Schlüse voller Hast ab.

„Warum?“

„Nein und nein und laß mich in Ruh!“ Sein Gesicht hat sich verfärbt.

„Der Tommy soll noch in dem Wäldchen stecken“, sagt Hoyne. „Vorhin hat unsere Artillerie hineingefunkt; gleich danach die feindliche.“ Er macht ein dummes Gesicht.

Der Schatten hat mit dieser Feststellung jegliche Reize verloren. Aber ich fürchte wieder Schlapp zu machen, wenn ich noch lange liege. Auch Schlüse scheint in der flimmrigen Luft immer flimmriger zu werden.

„Wie wär's mit dem Bahnwärterhaus?“ erkundige ich mich. „Vielleicht gibt es dort sogar Wasser.“

Hoyne wehrt sich entschieden.

„Da liegen doch keine Engländer drin“, erwidere ich.

„Aber ein Keller voll toter Deutscher!“ explodiert Schlüfe.

„Wenn sie nur tot wären“, platzt Hoyne hinterdrein und sieht aus, als hätte er den Datterich bekommen.

„Ich habe sie gesehen“, arbeitet das Grauen in ihm.

„Sie liegen im Keller und müssen alleine verrecken!“, brüllt Schlüfe wie ein gestochener Stier. „Niemand kümmert's, daß sie verrecken! Daheim beten sie um Himmel und Seligkeit! Wenn sie nur Seligkeit haben! Seligkeit haben! Soldaten können verrecken. Schwindell! Schwi-i-i-ndell! Sie beten! Wir verrecken! Beten — verrecken — Verrecken — beten. Oh, wir werden noch alle verrecken — alle in dem Schwindel verrecken — Schwindel verrecken.“ Das Brüllen ist in Wimmern übergegangen. Erst ist Schlüfe Schaum aus dem Munde gequollen. Seine Hände hatten in einer Art Tobsuchtsanfall den Gewehrlauf umklammert, als wollten sie ihn in Stücke zerreißen. Jetzt liegt er am Boden und schluchzt.

Über Hoyne und mich ist es wie Eishagelschauer gestürzt. Hoyne hat anscheinend nie etwas von Tobsuchtsanfällen gehört. Er schielt heimlich nach Schlüfe und blinzelt mich zwischendurch an. Schlüfe schluchzt noch. Aber das befreit. Seine Hand liegt wie leblos am Boden. Ich lege meine rechte darüber und sage so eindringlich ich kann:

„Heinrich Schlüfe, die Verwundeten werden sterben. Hörst du, die Verwundeten werden sterben!“

„Ja, ja. Sie werden sterben. Es sind schon so viele gestorben. Oh, so viele alleine gestorben“, murmelt er wie ein geschlagenes Kind und preßt sein Gesicht in das Gras, als wollte er sich verstecken.

„Weißt du denn, ob sie alleine sind?“ frage ich ihn. „Von uns war ja noch niemand dabei, — bei dem Sterben. Vielleicht sind die Sterbenden gar nicht allein.“

Schlüfe wird aufmerksam. „Vielleicht sind die Sterbenden gar nicht allein — meinst du?“ wiederholt er und richtet sich auf. In seinen Augen stehen Tränen und der Blick ist weitaus. „Oh, dann muß aber etwas sehr Gutes bei ihnen sein, etwas, das den ganzen Dreck aufwiegt.“

„Siehst du, das meine ich auch. Da braucht man dann nicht zu verzweifeln.“ Schlüfe sinnt weiter. „Nein! Nicht! Es ist wahr.“ Plötzlich kommt die alte Sicherheit in seinen Blick. „Weißt du“, beginnt er zu erzählen, „es war zu schrecklich in dem Totenkeller da drüben. Auf dem Boden lagen sie und an

den Wänden saßen sie. So anderthalb Dutzend. Schwarz im Gesicht. Dann lief der Hoyne davon. Und immerfort stöhnte es: Laßt mich doch nicht allein; laßt mich doch nicht allein. Ich wollte helfen, aber wie? Am liebsten hätte ich mir das Herz aus dem Leibe gerissen: da, nimm es Kamerad! — Dabei fiel mir ein, wie sie zu Hause immer nur für die ewige Seligkeit beten. Und hier läßt man alles krepieren.“

Er schweigt. Aus Angst, sein Anfall könne sich wiederholen und aus der Nötigung, ihm und mir selbst etwas sagen zu müssen, was über die verzweifelte Situation hinweghilft, spreche ich weiter:

„Kümmere dich doch nicht drum, was sie daheim für tolle Streiche machen. Klar, daß in uns ein Besserer steckt als der, den sie in den Kirchen und Schulen aus uns machen. Wir sind nicht das zweibeinige Tier der Herren Professoren, das andere totschlagen muß, um selbst genug Futter zu bekommen. Sie sind aber auch nicht der erbärmliche Sünder der Pfaffen, der nur für seine Seligkeit beten soll. Aus dem Tier und dem Sünder kann freilich nichts Vernünftiges kommen. Man sieht's ja, was daraus wird: Totschlag und Dreck. Wir sollen nun ihre Sauerei ausbaden. Aber es könnte anders sein in der Welt und — Teufel nein, — es muß anders werden in der Welt.“

„Das ist's, was einem ankommt, wenn man die Toten und Verwundeten sieht“, bestätigt Hoyne und arbeitet mit seinen Armen schwerfällig in der Luft, als wollte er sich in einem Elemente bewegen, das ihn fortwährend überwältigt. „Das ist ja so — ach, das kann man nicht sagen, wie das nur ist.“ Er findet das Wort nicht. Schüße schaut mich groß an, als erwarte er von mir eine Antwort.

Verlegen frage ich mich, ob die zwei einfachen Menschen etwas mit dem werden anfangen können, was mich seit Wochen beschäftigt. Aber sind der frühere Gärtner Schlüse, der seit seiner Schulzeit wahrscheinlich kein Buch mehr in die Hand nahm, und der einstige Gelegenheitsarbeiter und Tagdieb Hoyne nicht genau so Soldaten wie ich? Greift das Ungeheuer Krieg nicht nach uns allen und zwingt uns, mit ihm fertig zu werden?

Was wissen wir?

Von Günther Jordan

**Was wissen wir von unsrer Seele Sehnen?
Es schwingt in Tiefen, unberechenbar.
Und gläsern bleibt die Wand, an der wir lehnen,
die ewig zwischen Geist und Wahnsinn war.**

**Lohnt auch der Geist im Kampfe der Titanen:
Die letzte Schau bleibt Menschen doch verwehrt!
Die Kühnsten, die bricht Gott, wenn sie ihn ahnen,
das ist der Tod, der alles Große ehrt!**

Ein Stein liegt am Boden. Ich hebe ihn auf, betrachte ihn und lasse meine Finger damit spielen. „Manchmal überkommt mich ein sonderbares Gefühl“, fange ich an. „Als habe sich zwischen uns Soldaten der Front und die Menschen daheim ein Vorhang geschoben. Was wir Soldaten erleben, paßt nicht mehr zu dem, was die auf der anderen Seite erleben. Uns reißt es die Masken herunter. Wir erkennen unseren Dreck und auch unser Gutes. Es ist uns natürlich und wir machen kein Aufhebens damit. Wir leben freier und brüderlicher. Aber wir können auch viel unerbittlicher sein. Wie hungrige, grausame und sehr oft wie stumpfsinnige Tiere, die dösen, stehlen und töten. Was man uns früher gelehrt hat und woran die Menschen als an die Grundfesten des Daseins sich klammern, wird uns belanglos. Neue, unheimliche Kräfte, gleich maßlos im Guten und Bösen, erwachen. Die alten Gesetze versagen. Ein Stück Gott und ein Stück Teufel regt sich im Menschen. Eine neue Welt ringt sich herauf. Jede krepierende Granate, jeder Maschinengewehrthapel hämmert sie in uns hinein. Aber jeder Gefallene ruft uns etwas anderes zu. Überall, auf allen Schlachtfeldern der Welt sind ja die Lüfte lebendig. Millionen und aber Millionen Stimmen getöteter Menschen mahnen aus ihnen: Vergeßt nicht den Menschen! Lebende, vergeßt nicht den Menschen!“ Schlüfe hört fast andächtig zu. Hoyne kaut nachdenklich an einem Grashalm und nickt zustimmend. Das gibt mir Mut, weiterzusprechen.

„Es ist, als ob der ganze Mensch von innen heraus neu werden sollte. Als ob durch diesen neuen Menschen auch alle vermorschten Verhältnisse in Familie, Schule, Kirche und Staat und somit in der ganzen Welt neu werden sollten. Als ob der Soldat im Anblick seiner toten Kameraden das Bild dieses neuen Menschen in sich empfangen sollte.“

Schlüfe pflichtet mir bei. „Wie ein Handschuh sollte man sich umkrepeln können, damit man auch wirklich ein anderer Kerl wird.“

„Dabei vollzieht sich das alles hinter dem Vorhang“, spreche ich weiter. „Die Menschen in der Heimat aber sehen ihn nicht. Und sehen noch weniger, was dahinter geschieht. Sie denken, wir seien noch wie sie. Sie nennen uns Helden. Aber was wissen sie von uns. Ausreißen würden sie vor Entsetzen, wenn sie wüßten, wie diese Helden eigentlich sind. Wenn wir noch einmal heimkommen sollten, dann sind wir nicht Jahre, sondern ein Zeitalter älter geworden. Menschen verschiedener Zeitalter stoßen dann aufeinander. Und es wird darauf ankommen, daß man das sieht und will. Sonst ist alles umsonst.“

„Warum ist sonst alles umsonst?“ erkundigt sich Hoyne. Er spuckt seinen zusammengekauten Grashalm verächtlich heraus.

„Warum?“ wiederhole ich und springe erregt auf. „Weil der Krieg wahrscheinlich doch schief ausgehen wird. Wenn wir dann aber nicht mehr sehen, wofür er uns die Augen aufgemacht hat, oder wenn wir es wieder vergessen, dann war alles umsonst.“

*

Allem, was auf Erden atmet und lebt, ist der Kampf angesagt. Das heilige Luftelement, das wie eine mütterliche Hülle über allem Geschaffenen steht und von Minute zu Minute das Leben erhält, will man vergiften. Den Lebensatem will man vergasen.

Der Mensch, das Wunderwerk Schaffender Weisheit, leiht dem Teufel zu seinem Teufelshandwerk die Hand.

Warum schläft ihr, ihr Frauen? Warum ist in den Ländern, welche die Sonne gegen Mittag und Abend durchwandert, nicht ein einziges flammendes Wort auf euren zürnenden Lippen? Das Bannwort wider die neuen Herodesse.

Die, die eure Kinder erwürgen.

Die, die eure Männer erwürgen.

Die, die euch und das Ungeborene in euch erwürgen.

Soll der Tod über das Leben triumphieren?
Der Abgrund über die Höhe?

Die Zeit der Entscheidung beginnt.

*

Ist jener Jugendtraum wahr, daß erst in der lohenden Umarmung mit der Geliebten sich das Menschsein zur Erde gebiert und den Funken, der im Verborgenen glihte, zur leuchtenden Flamme entfacht? — Ach, dann tu es doch bald, bald, noch eh die Schlacht mich umfängt. Vielleicht ist in einer Woche meine Jugend und mein Leben verweht. Laß mich noch vorher erkennen die Schönheit und das lockende Geheimnis einer liebenden Frau. Laß mich untertauchen in diesen Abgrund. Überwölbe mich mit diesem Himmel.

Siehst du, nah steht der Tod. — Erkenne die Fremdheit, die uns Menschen im Leben wie ein Panzer umgibt. Fühle, wie im Tode diese Starrheit zer-
schmilzt. Streife ab alles trennende Kleid und tritt ein mit mir in die Kammer der Liebe. Hilf du mich prägen mit dem Königsiegel der Erde, der Liebe. — Die Gedanken sind lebendige, fühlende Wesen geworden. Sie umstehn mich im Kreise. Sie schauen mich an. Ich wundere mich, wie still und feierlich dieses geschieht. Trauer und Verlassenheit sind nicht mehr. Aufrauscht eine Woge heiliger Wehmut. Seliger Friede durchblüht mich. Er gleicht dem Dufte köstlicher Salbe, die eine unsichtbare Hand in mein Wesen ergoß. Wo Wunsch war, ist nur noch leuchtende Kraft.

Ich liege still, um nicht in Wonnen zu zerfließen. Über meiner Stirne leuchtet ein Stern — mein Ich. Und dieses mein Ich denkt:

Wie kann das alles nur sein?

*

Der Tommy kann seit dem Durchbruch doch nicht die Kanonen der halben Front auf einen kleinen Abschnitt zusammengebracht haben. Wahrscheinlich wird er mit allen verfügbaren Kalibern das wahnsinnigste Schnellfeuer schießen. Aber die Rohre müssen zerplatzen, wenn er dieses Tempo nur eine halbe Stunde lang durchhalten will.

Das Feuer rast weiter. Das Krachen rast weiter. Das Geräse durchdröhnt einen und spannt die Seele zum Bersten. Dann macht es sie fühllos und dumpf, weil man von Sekunde zu Sekunde das Ende erwartet.

Meine Gedanken glimmen in meiner Öde noch schwach, wie ein flackeriges Lichtlein in Nebel und Nacht.

„Nur jetzt an dieses Lichtlein gehalten! Nur jetzt an dieses Lichtlein gehalten!“ denk ich mir zu.

Mein Blick geht den Stollen hinab. Die Leute stehen die Stufen hinunter. Vielen ist der Kopf nach vorne gesunken. Unter schweren Helmbuckeln stehen sie da. Lehnen sie aneinander. Stumm gebückt, keuchend unter einer Last, zerspringend vor Spannung und Warten.

Sie sind wortloses Warten. Nur Warten. Indessen der Tod um uns rast. Wem sich je, inmitten des Todes, solch stummes wartendes Bild des gefährdeten Lebens gezeigt hat, wer seine Gebärde erschaute, wie sie der ängstlich harrenden Kreatur sich entringt, dem schmilzt der Eisblock des Herzens. Der erschrickt ob der Kälte, die die Menschen durchhärtet, und weiß: es gibt unbewußte, es gibt im geheimen gebetete Schreie, die sind leiser, heißer, heiliger, mächtiger als all das Geräse der Hölle. Da stehen meine Kameraden, wie eine Herde, die man zur Schlachtbank getrieben hat, und warten.

Leuchtender Jörn, wie ich ihn nie vorher erlebte, durchflammt mich: Wer ist stärker — die Granate oder das Herz —? Gleich darauf sage ich mir: „Was bist du im Stollen und schützt dich, und droben wacht niemand im Graben?“ Mechanisch greife ich an meinen Rinnriemen, ziehe ihn, als müsse das die Festigkeit meines Wesens erhöhen, sehr straff, presse mein Gewehr in die Hand und gehe hinaus.

„Bleib, bis der Scheiß gar ist!“ brüllt Köhler, als er mein Vorhaben bemerkt. Ich schüttle hastig den Kopf und bin weg.

Und mit erschütterndem Jubel und erschütterndem Schreck werde ich gewahr, daß Ich Bin; daß ich aber ganz anders nun bin, als ich jemals auf Erden gewesen, und etwas mit ungeheurem Schwunge mich trägt — ein Lichtadler, hinter dem die Erde zerschmilzt wie in Nichts.

*

Sperrefeuer! Es fällt wie ein eiserner Vorhang hinter uns nieder.

Das muß man denen drüben schon lassen: ihre Artillerie klappt. Meine Augen bohren sich brennend durch die Staubwirbel nach vorne. Erde und

Rauch reißen in der Luft auseinander. Es lichtet sich langsam. Da zeichnen sich Gestalten in die sinkenden Erdschwaden hinein.

„Raus, raus! Sie kommen!“ brüllte ich rasend in unseren Stollen. Schon rennen die obersten an mir vorbei. Einige Augenblicke vernehme ich nur Poltern und beängstigende Stille. Dann raft etwas rechts unser erstes Maschinengewehr los und ein wenig darauf noch ein zweites und drittes. Ich habe das tollkühne Gefühl, als kochten die ratternden Schüsse hinein in mein Blut und zischten es auf. Und dann stehe ich aufrecht im Graben, freihändig, schieße und schieße und tobe und bin doch wieder ganz kühl und schieße immerfort in den einen geballten Haufen hinein, der noch ein paar hundert Meter entfernt ist und wie zögernd näherkommt, und höre, wie meine Kameraden schießen und unsere Maschinengewehre kochen und hämmern, und denke: die da drüben kommen gleich haufenweis an, herdenweis an, und wir sind immer so wenig; die können solche Verschwendung sich leisten, aber diese kommen nicht bis zu uns her, und schieße und mein Gesicht glüht und der Schweiß rinnt und mein Gewehrlauf ist zum Anbrennen heiß, und ich schieße und sehe noch ein paar andere Haufen da vorn weiter rechts, und auch die werden lichter, und plötzlich sind alle verschwunden.

Feuerpause setzt ein. Wir legen neue Munition und Handgranaten zurecht. Die Artillerie schweigt. Drüben kommen sie abermals hoch. Unsere Maschinengewehre beginnen wieder zu rattern und ich nehme einzelne Leute aufs Korn. Romisch, daß die so aufrecht daherkommen und wie Besoffene torkeln.

Bald ist vorne niemand mehr sichtbar. Der Angriff scheint erledigt.

Der Kampf ist erloschen. Dunkelheit liegt über dem Land. Leise kommt der Friede der Nacht.

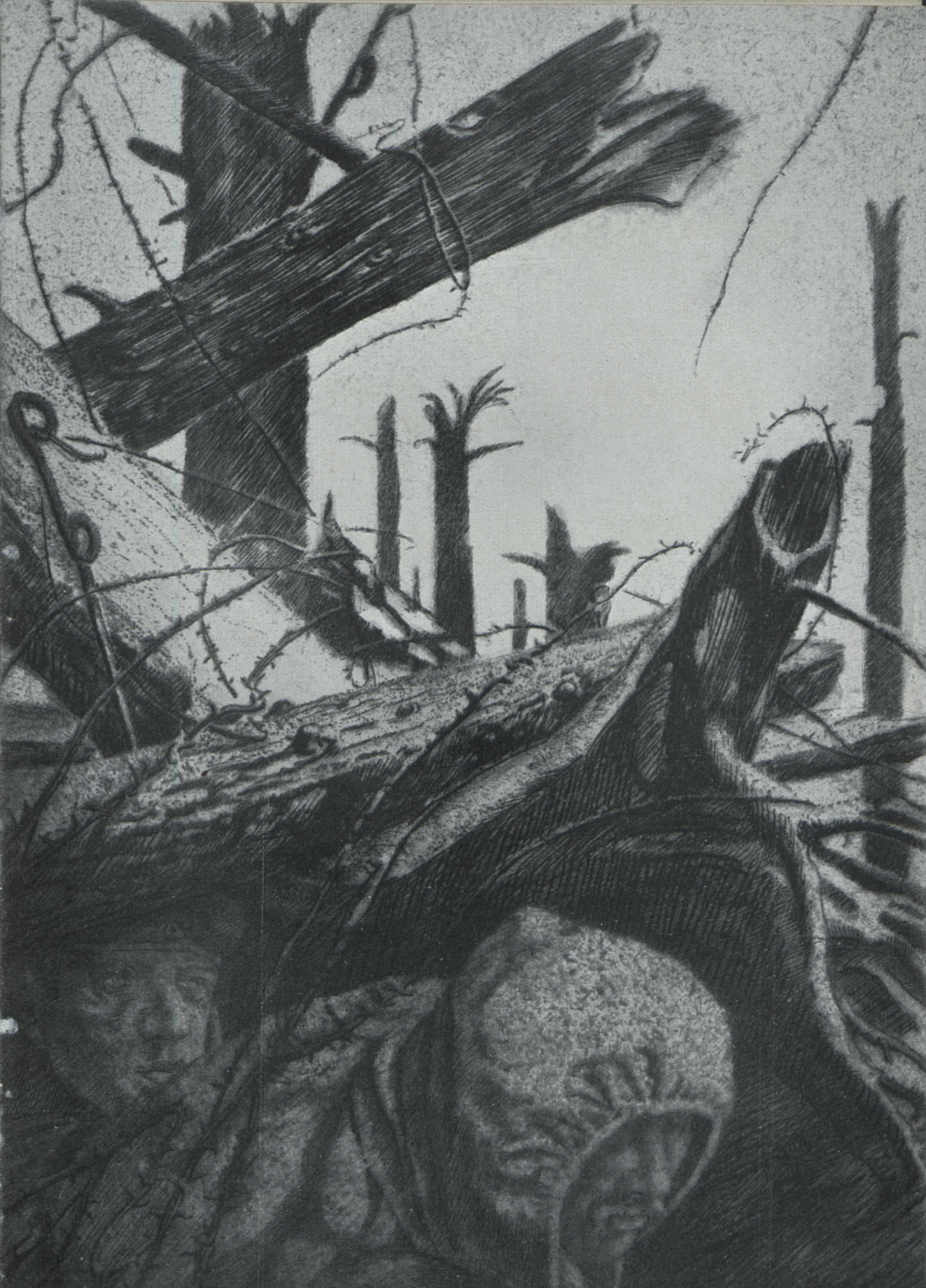
Plötzlich halten meine Gedanken vor dem, was während des Trommelfeuers mit mir geschah.

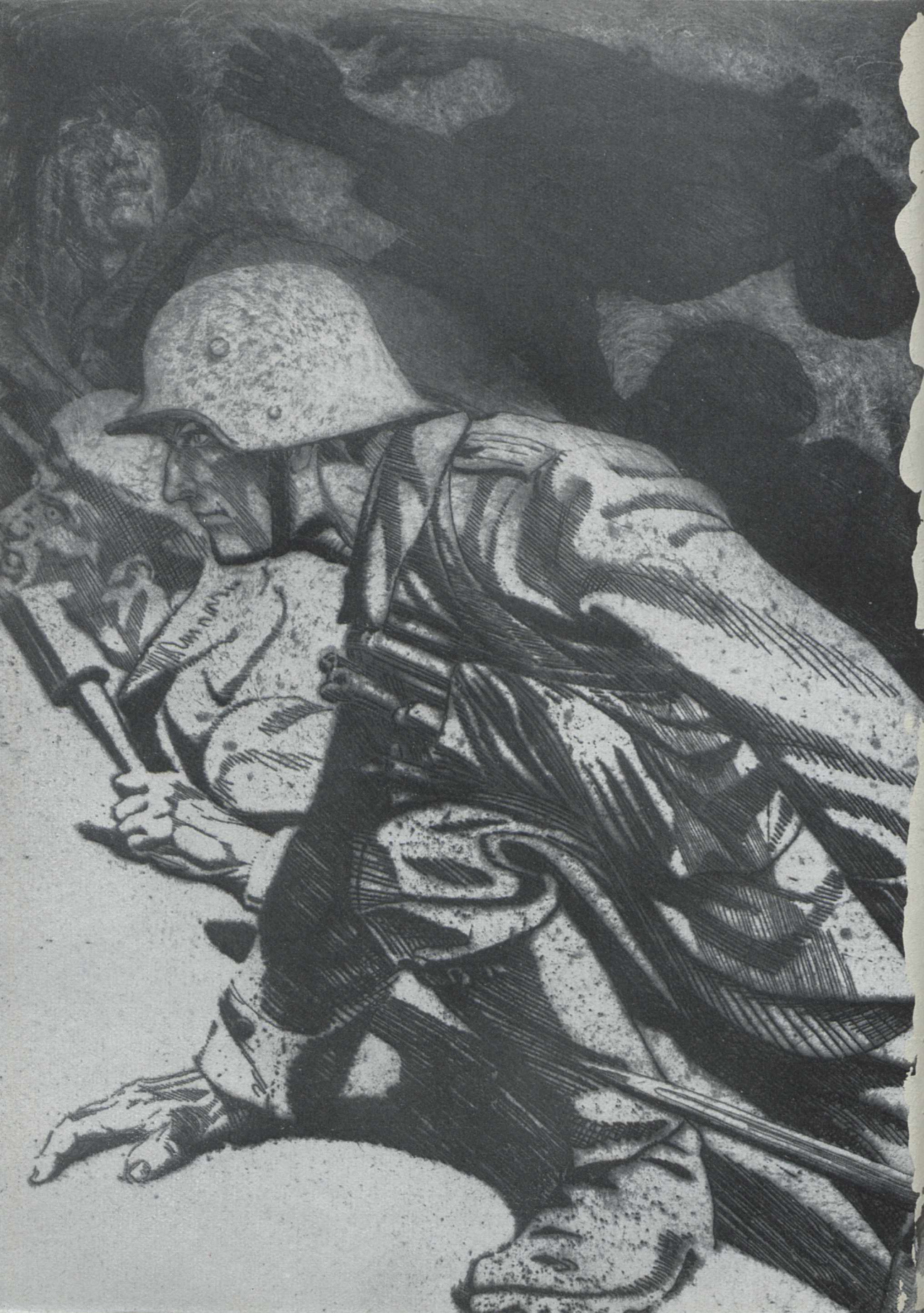
In genauer Aufeinanderfolge durchlaufen sie noch einmal die Vorgänge von jenem Moment an, da ich den Stollen verließ. Da wird mir bewußt: Heute durchritt ich das Tor zu der jenseitigen Welt. Ein kurzer Blick war mir vergönnt. Er genügt. Nun weiß ich mit größerer Klarheit und Kraft als ich je was in meinem seitherigen Leben gewußt: Sie ist. Und weiß auch: Tod ist nur ein dunkler Name für uns, hinter dem sich das Größte und Heiligste birgt. Wenn mein Ich seinen Leib einst verläßt, dann werde ich aufgenommen von ihr. Dort, als Geist unter Geistern, ist mein ewiger Urstand.

Bei diesen Gedanken ist mir, als sei Nacht nicht mehr Nacht. Als wolle durch sie herauffluten die Fülle der wiedergefundenen Heimat. Gnadenmächte wehen Tröstungen zu.

Nie wußte ich mich einsamer, nie geborgener und reicher als jetzt.

„Wohin versteigt sich dein Geist inmitten der Niederlage und des Todes der Kameraden, an dem du mit schuld bist?“ sagt plötzlich etwas bitter in mir. Ich beginne zu zweifeln. Ich will mir nichts vorgaukeln lassen.





Mein Bewußtsein ist klar. Dennoch ist es, als sei Diener bei mir und sage mit tröstender Stimme in meine Gedanken hinein: „Daß dich nicht beirren, mein Freund, es ist gut.“

Bei dem „Es ist gut“ habe ich das Gefühl, als habe es gleichzeitig mit Diener auch Michels gesagt. Ich muß plötzlich so sehr an Michels denken; vielleicht weil ich einen ungelesenen Brief in meiner Briefftasche habe, auf dem ich gerade noch seine Handschrift erkannte, als ich ihn heute in der Dämmerung bekam.

„Daß dich nicht schrecken, mein Lieber“, schwichtigt jetzt die Stimme von Michels ruhig in mir. „Du hast ja die Wahrheit des Todes erschaut. Du bebst nur, weil seine Flut dich durchrinnt. Aber laß jetzt den kahlen Hügel der Dumpfheit und Zweifel und wandere wieder mit mir.“

Michels zieht meine Gedanken mit fort. Wir gehen durch die Heimat. Es ist Frühling. Es ist wieder wie einst und doch ganz verwandelt. Michels ist jünger und ernster geworden. Die Matten, die Bäume, die Vögel, die Menschen, alles steht feierlich ernst und ist von flutenden Atherfeuern durchglüht.

Ich folge ihm traurig; denn ich muß immerwährend an die Armut und Knechtschaft unseres Volkes denken. Was wird denn aus ihm, wenn wir verlieren? Michels fühlt meine Gedanken und tröstet: „Erkennst du es noch nicht? Wir müssen leiden, um heranzureisen zur Herrlichkeit, die uns bestimmt ist.“ Mir ist, als habe er bei diesen Worten etwas in seinem Schreiten verweilt. Aber nun drängt er erneut vorwärts, als trachte er mit mir nach einem bestimmten Ziele, und fragt mich im Gehen:

„Du hast doch da noch ein Büchlein in deiner Tasche?“

„Das bekam ich heute abend gleichzeitig mit deinem Brief.“

„Du hast schon hineingeguckt?“

„Flüchtig. Man sah nicht mehr gut. Es sind Bilder von unserer Wandervogelbude, von unseren Buben und Mädels. Ach, es sind Bilder von unserer Heimat.“

„Hast du gemerkt, wie das alles wartet? —

„Beim Anblick der Bilder hat mich eine namenlose Sehnsucht befallen.“

„Nun — — —?“

„Dürft ich doch den Wartenden bringen, was ich heute gefunden. Möchte sich durch mich erströmen das leuchtende Heil.“ —

Mich befällt Angst. Ich zittere vor meiner Armut, wenn mich das ewige Leben nicht tränkt; wenn mich der Friede nicht trägt.

Michels fühlt meine Not und schwichtigt voll Wärme: „Die Wipfel rauschen und aufbrüllt der Sturm am Gemäuer der Burg. Licht strahlt aus den Fenstern in das Toben der Nacht. Segen traufst von den Sternen hernieder.“

„Ich sehe. Aufglänzt im kristallinen Gemach der Gral.“

*

Am Morgen, da die Sonne aufgeht, erwache ich. Ich öffne den Umschlag. Er enthält einen Papierseken, mit folgenden Worten:

C h r i s t u s

Wie ich ihn fand. Die Granate krepierete. Mein Bewußtsein verging. Dann kam das tolle Erwachen. Ich stand wie eine Wolke in der Luft. Die Augen schauten nach innen, suchten, ich wußte nicht was, bis ich merkte, daß es den Erinnerungen gilt. Die Staken drunten im Leib. Der lag ohne Beine im Trichter. Die Erde trank das rinnende Blut. Gefiel mir merkwürdigst. Beim Anblick war es, als reichte mir jemand einen Trunk. Ich wandte mich nach dem Spender. D a s t a n d E r.

Mein Blick sank bebend. Drunten wuchsen Hügel aus meinem Leib. Innen aufstrahlend, außen von lilanem Leuchten. Mitten im Land der Lebenserinnerungen aber stand E r.

Worte drangen in mich: Laßt ihn liegen. Erledigt.

Das galt mir. Nein, nein schrie ich und riß mich in den verstümmelten Körper. Flammengleich aufbrannten die Schmerzen. Man trug mich.

Weißt du noch die Glut, wenn der Holzstoß erlosch? Gleich ihr ist mein Scheidegruß: Es ist wahr, was unsere Jugend Großheit erhofft! Ist wahr! Gottwalt dem und der Erde die Treue. Erkenne Christus den . . .

Der Satz ist nicht zu Ende.

Unten folgt von fremder Hand:

Gestorben am 12. 8. 18 im Feldlazarett. Wurde während des Schreibens vom Tod überrascht. Da ein adressierter Umschlag dabei lag, nehme ich an, daß der Zettel für Sie gedacht war. Hörbig, Krankenträger.

*

Unter den Bäumen sammeln sich gerade die Truppen einer preussischen Jägerkompagnie. Die Leute stehen bereits in Reih und Glied und man sieht ihnen an, daß sie nicht weniger mitgenommen sind als wir. Ein Feldwebelleutnant hat das Kommando.

„Dritte Kompagnie — Stillgestanden!“ schmettert er so, daß nach der Vorschrift kein Pips fehlt.

„Ums Himmels willen“, denk ich, „jetzt und hier dieser Kasernenhofton!“ Verlegen beobachte ich die Leute. Sie folgen widerwillig, man sieht's ihnen an, aber sie folgen. Doch der Schnauzbart vor der Kompagnie, und die Kommandierervisage dahinter, knallen vor Schneid, und da sind natürlich die Bewegungen der Soldaten zu schlapp. Er läßt die Leute stramm stehen und wettert:

„Wenn ihr meint, ihr könnt schlumpen, weil ihr jetzt an der Front seid, so täuscht ihr euch. Ein preussischer Jäger hat stets das Vorbild Seiner Kaiserlichen Majestät vor Augen. Müdigkeit? — gibt es da nicht, Schlappheit? —

gibt's nicht. Schlamperei? — gibt es erst recht nicht. Anscheinend habt ihr schon wieder vergessen, was es für uns gibt — merkt's euch: Eiserne Disziplin! Schneid! Schneid bis in die kleine Fußzehel!

Er macht Kunstpause, um seine Worte zur Wirkung kommen zu lassen. Dann fängt er erneut und sogar gnä-hä-diger wieder an: „Wir werden es noch einmal probieren. Also flott zugegriffen. Ihr werdet sehen, wie dabei Müdigkeit und Hunger vergehen.“

Er läßt rühren und kommandiert wieder. Aber die Ausführung ist noch nichts. Sie ist auch beim dritten und vierten Male nichts. Im Gegenteil, sie wird schlechter.

Während unsere Front an allen Ecken zerkracht, während wir keine ausgeruhten Leute mehr haben, und die paar, die noch da sind, vor Erschöpfung und Hunger fast umfallen, macht man solche Tiraden.

Stölzle reißt einen saftigen Wiß. Wir gröhlen dazu. Wir würden sonst vor Jammer krepieren.

Hinterher peinigt mich die Frage: Welche Sünde hat das deutsche Volk denn begangen, daß man es mit dieser doppelten Geißel — Feinde außen und Hohlköpfe innen — züchtigen muß?

Ich finde nur eine, die allerdings die schwerste sein soll: die einzige, die ich verstehe und von der ich überzeugt bin, daß es sie gibt: **D i e S ü n d e w i d e r d e n S e i s t.**

*

Es kracht.

Wüste Schreie, dann schnelles Verstummen.

Eine Stimme: „Mein Daumen ist weg.“

Andere: „Da kannst du gleich nach hinten.“

„Sei froh!“

„Mir läuft's so warm die Beine hinunter. Ich glaube, mir hat es eine am Hintern verpaßt.“

„Heimatpaß, was?“

„Au backel!“

„Da liegt ja noch einer. Was ist denn mit dem?“

„Scheiße, aus ist die Scheißel! Hat ihm die Därme rausgesetzt!“

„Sanitäter! Sanitäter! Teufel, wo ist denn der Kerl?“

„Mensch, guck dich doch um, eh du so Radau machst. Da vor dir liegt er mit auseinandergebrochenem Rückgrat.“

Die zwei Verwundeten meinen, sie könnten alleine nach hinten. Der Kompagnieführer drängt, daß wir vorkommen.

Die zwei Toten lassen wir liegen und ziehen wieder los.

Schisch — Schupp —

Ich höre das Bieft erst im selben Moment, als es noch nicht zwei Schritte rechts neben mir in den Boden sackt.

Ein Erdbrocken schlägt mir ans Bein. Ich schleudere mich links, platt an den Boden, denkend: Jetzt fliegst du mit hoch —

Es erfolgt nichts.

Blindgänger!

Zitternd stehe ich auf.

Eine heiße Welle flutet vom Kopf abwärts durch meinen Leib. Eine kühle Segenwelle staut sich ihr von unten entgegen.

Riß mich der jähe Schreck auseinander?

Jedenfalls erlebe ich, daß zwei Verschiedenheiten in mir sich durchdringen, und das ist ein ganz unbeschreibliches Gefühl — wie Alabaster vielleicht —, ich weiß nicht, und weiß nur, daß gleichzeitig etwas in mir betet, auch nicht in Worten, sondern in einem intensiviertesten Fühlen aus anderer Welt, das in unserer Menschensprache ungefähr hieße: Ach laß mich, Flamme, immer so klar und so kühl und so rein sein, wie in diesem Moment.

Ich bin schon wieder bei meinen Kameraden im Glied. Ich sehe auch klar, was um mich geschieht, und kann nur noch nicht fassen, daß höchster Schreck und höchstes Glück derart miteinander verschwistert sein sollen. Aber mein Sinn ist plötzlich so sehr auf Ehrfurcht gestimmt. Und — als sei diese Ehrfurcht ein Raum, in dem einen hohe Gäste besuchen — naht der Gedanke sich mir: Du bist behütet und dir geschieht nichts, wenn du nur immer darwach bleibst und von dir aus tust, was du kannst.

Ich sage: Naht der Gedanke sich mir, weil ich nie selbst etwas gedacht oder gewünscht hatte, das sich in der Richtung dieses Gedankens bewegte.

Und ich erwähnte dieses Erlebnis auch nicht, wenn jene Gedankenmacht nicht im Moment eine Sicherheit über mich ergossen hätte, die mich frappierte, und an deren Wahrheit ich dennoch in meiner Unwürdigkeit nicht recht zu glauben vermochte.

*

Verfluchter Blödsinn! Wie oft haben wir draußen das simple Marschieren verwünscht. Statt mich zu freuen, daß es jetzt endlich in der Heimat herum ist, greift es mich an.

Jung, voll Hoffnung und Kraft, zog damals das Bataillon in das Feld.

Viereinhalb Jahre ist es auf vielen Straßen vieler Länder marschiert. Viereinhalb Jahre hat es unter vielerlei Sonnen und Winden gelebt. Viereinhalb Jahre hat es auf vielerlei Feldern und Bergen, in vielerlei Schluchten und Tälern gewacht, gehungert, verteidigt, gestürmt und seine Toten gelassen. Nun kehrt es zurück. Ein kleines Bataillon und müde Gestalten, die wortlos marschieren. Und alles, was es getan hat, soll umsonst sein?

Die Hörner schallen. Die Posaunen ertönen. Die Triangel schwingt. Der Schellenbaum singt mit silbernen Glocken. Die Menschen starren. Die Nebel wallen. Die Laternenlichter rieseln. Der feste, gleichmäßige Schritt des marschierenden Bataillons prallt vom Pflaster zurück in die Nacht.

Die Gruppen meiner Kompagnie marschieren vorüber. Ich zwingen mich in meine Augen; führe meine Augen die Reihen entlang und betaste im Zwielicht die fahlen Gesichter. Die meisten sind fremd.

Ist das noch meine Kompagnie? —

Wo sind die, die im Sommer mit mir marschierten? Die Kameraden, mit denen im Grauen von Peronne mein Leben verschmolz? Wo ist Stölzle? Köhler? Randidus? Hiller? — Terronnen? — Keiner mehr da? —

Doch, diese Gestalt und diese Bewegungen kenn ich. Sie waren öfters so müd. Köhler! Das da sein hageres Gesicht. Köhler also.

Sonst keiner? —

Die Kompagnie ist vorüber — —

Keiner.

Ich reiße mich und werde gerissen. Aus der Masse heraus, in die Kolonne hinein. Ich gehöre zu dieser Kompagnie. Ich marschiere mit meiner Kompagnie. Über mir zieht großes Geleit. Ich marschiere unter dem großen Geleit.

*

Auf dem Kasernenhof stellen wir uns zum letztenmal ins offene Viereck. Wir stehen nahe nebeneinander. Die Erregung schnürt uns die Kehle zusammen, und der Frost nagt an den Knochen. Die Reihen verschwinden beinahe im Nebel. Oberleutnant Herron ist vom Pferde gestiegen. Er ringt sich zum Abschied einige Worte heraus. Er bedankt sich für das Vertrauen, das ihm als Bataillonsführer die Leute in den Revolutionswochen entgegengebracht haben. Und lobt ihre Disziplin, die in allen Erschütterungen standhielt. Dann kommt er nicht weiter.

Keinen von den Soldaten und wohl am wenigsten ihn selbst kümmert im Augenblick die Disziplin. Die Leute kommen aus dem Kriege zurück. Und stehen, von Nacht und Nebel umbraut, zum letzten Male auf dem Kasernenhof. Ein verschwindendes Häuflein; ein frierender Nest; ein saugender Hof. Er wäre gefüllt, wenn unsere Kameraden hier wären, deren Leiber draußen vermodern. Jeder denkt an seine toten Kameraden. Das Leben aber, das diese Gedanken durchzieht, zersprengt alle Worte.

Herron läßt von der Kapelle „Ich hatt' einen Kameraden“ spielen. Wehmütig fließen die ersten Akkorde in die Nacht. Aber etwas lauert in dieser Nacht, was sich ob der Wehmut unwillig aufbäumt. Wie stürmende Flammen stürzen sich die Nebel auf die stummen Soldaten.

Ein Soldatenfriedhof mit fahl schimmernden Kreuzen, die sich im Dunkeln verlieren, taucht auf. Eine Großstadt mit nächtlichen Vergnügungslokalen, schreienden Lichtreklamen, schlafenden Menschen. — Zwielicht. — Aus

Massengräbern wachsen Kreuzbalken und falten sich pappelähnlich auseinander. Flatterndes Laub kündigt nahen Sturm. Verängstete, hungrige, müde Menschenmassen quellen aus den Häusern. In ihrem Zusammenströmen wächst die Verzweiflung. Von den Weltenden her werden Lüfte lebendig. Flügelwesen entsteigen Gräbern. Wolkenballungen verbreiten Nacht. Blitze beleuchten sich metzelnde Massen. Wasserstürze rauschen.

Plötzlich zerkrachen Nacht und Nebel und Töne. Eine Sturmwelt mit Lichtern und Schatten bricht um mich herein. Unausgelebte Willen blitzen durch mich hindurch. Gewalten an Leben und Kraft branden um mich empor und strömen dahin. Erschauernd wird mir bewußt: Ich bin in die Welt der toten Kameraden geraten. Ihre Leiber vermodern. Ihre Willen aber leben. Ihre Willen sind auf dem Marsch.

Wie einer, der aus seiner Erdennacht plötzlich in eine ungeheure Feuerwelt versetzt ist, komme ich mir vor. Meine Wahrnehmungskraft ist von der Gewalt der Eindrücke betäubt. Aber ich weiß: das ist geistige Welt. Da branden die unausgelebten Willen der Toten. Da drängen Ziele der Gefallenen fortab ins irdische Dasein. Da quillt die Kraft, da atmet der Mut, da feuert der Zorn, der das Alte und Verstockte auf Erden verzehrt. „Kameraden! Kameraden! gemeinsam mit euch!“ will ich schreien.

Aber ein Sturmwind erbraust und erstickt mir den Schrei in der Kehle.

*

Ich arbeite mich zwischen Stämmen und Buschwerk einen Berghang empor. Unter der Anstrengung des Steigens verlangsamt sich mein Schritt. Eines wird mir dabei klar: Der gesamte Lebensduktus der Menschen würde anders, wenn man die Tatsache ernst nähme, daß die Toten nach ihrer Trennung vom Leib uns im Geiste noch nahe sind. Aber wie soll man in unserer materialistischen Zeit, die keinen Geist anerkennt, dazu gelangen?“

Ich bleibe stehen. In meinem Bewußtsein vollzieht sich eine seltsame Vermischung von sinnfälliger Wirklichkeit und innerer Schau. Ich bin auf der Höhe des Berges. Mein Blick dringt hinaus in die Nacht.

Unter mir liegt die Erde. Nebel hüllen sie ein. Aber mir wölbt sich der Himmel mit seinen Sternen. Dort sind die Wohnungen des ewigen Geistes.

Wir haben den Zusammenhang, der zwischen den beiden besteht, aus unserem Bewußtsein verloren. Wir müssen ihn wieder erringen. Zwischen den Sternen droben und der Erde drunten stehen — das sagt mir mein innerer Blick — die Scharen der Gefallenen.

Sie warten.

Brücke der Seelen zwischen den zwei Grenzländern des Daseins wollen sie sein. Aber diesen Bogen hinweg, ob bewußt oder nicht, schreitet die Menschheit in das neue Zeitalter. In ihm werden Hölle und Himmel nicht mehr im Jenseits gesucht. Beide, Hölle und Himmel, werden auf Erden zu wachsen beginnen.





Dies war das Maß !

Einſam lagen wir da in der Not der Schlacht,
wir wußten, daß jeder einſam war.

Aber wir wußten auch dies:

Einmal vor Unerbittlichem ſtehn,
wo Gebete entrechteten, Gewünſel zu Gott
lächerlich iſt,

wo keines Mutter ſich nach uns umſieht,
kein Weib unſern Weg kreuzt,

wo alles ohne Liebe iſt,

wo nur die Wirklichkeit herrſcht
grausig und groß;

ſolches macht ſicher und ſtolz.

Unvergeßlich und tiefer

rührt es ans Herz des Menſchen
als alle Liebe der Welt.

Und wir fühlten: dies war das Maß.

Der deutsche Gott*)

Paul Ernst

„Wir haben in unserer christlichen Lehre das Dogma vom heiligen Geist. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Christenheit ist immer wieder die Lehre vom dritten Reich aufgetaucht, das dem Reich des Sohnes folgen soll, das Reich des heiligen Geistes. Auch heute wieder hört man unklar zwischen der Sehnsucht nach dem deutschen Gott die Worte vom dritten Reich klingen. Sollte es möglich sein, daß die Menschheit eine rein geistige Religion fände, die keinen Körper mehr braucht, keinen Ausdruck und keine Form, und nur noch Gefühl wäre? — Ich glaube, daß wir nordischen Völker manches im Christentum falsch verstanden haben, weil wir für historisch und wirklich hielten, was überhistorisch und überwirklich gemeint war; noch heute zeugt ja davon der gänzlich gleichgültige Streit, ob Christus gelebt hat oder nicht. Die Ausdrucksweise des Christentums war uns fremd; und vielleicht ist manche Feindschaft gegen die Religion bei uns lediglich aus solchen Mißverständnissen ausgegangen. Ob uns Deutschen eine unsinnliche Religion nicht angemessen wäre, eine Religion ohne historischen und dogmatischen Ausdruck? Aber freilich, wie könnten wir dann die wichtigen Dinge mitteilen? Es wäre uns eine neue Offenbarung nötig, die Offenbarung des deutschen Gottes. Eine alte Welt bricht zusammen in diesem Krieg; sollte die neue Welt, die wir kaum von fern ahnen können, auch eine Religion haben, die wir uns noch nicht vorstellen können, die allem widersprechen würde, was wir kennen, das dritte Reich?“

Die Bereiten

Wir bleiben nicht in den Nächten stehn
Mit ihren Sternen von blasser Gewalt,
Wir sind wie der Sturm im dunklen Wehn,
Wir schreiten und schreiten und wollen nicht stehn
In modernder Ferne, grau und uralte!

Wir, die Bereiten, von niemand gekannt,
Von der Faust des Schicksals zusammengestellt,
Wir schreiten, wir schreiten im Gleichschritt durchs Land,
Flammenbrände tragend in gläubiger Hand,
Daß hell hinter uns lodert die morsche Welt.

Wir sind der Ruf, der die Gawe durchdröhnt,
Wir Söhne des Schicksals, dessen hart Gestampft
Wohl manchen zu Boden tritt; und keiner stöhnt,
Denn jeder ist König, auch ungekrönt, —
So glüht uns der Tag und naht uns der Kampf!

Hans Raboth

*) Entnommen aus dem Septemberheft 1934 der Zeitschrift „Der Schriftsteller“, und zwar aus dem Aufsatz: „Verklungene Worte, Rundgebungen im September 1914“.

An die Dichter

Ich rufe, warte manchmal in der Nacht...

Dann kommen fremde schwere Schiffe,
Mit Qual beladen wie mit Gold.
Gesichter sind wie Segel groß entrollt
Und starren angstvoll, ob ich nun begriffe.

Und Unerlöste kommen aus der Stadt,
Die sind wie Wolken hoch in ihrem Graus
Und schlagen klagend stürmisch an mein Haus:
Ob sich für sie noch nichts geändert hat.

Was weiß denn ich? Wo sind Erwidierungen
Auf meine Fragen, die ich nachts versende?
Wo ist der Engel, der mir meine Hände
Mit Antwort füllt für meine Niederungen?

Wir sind nur Menschen, und wir wissen nichts.
Nur wo so einer die Gestalten findet,
In denen sich das Stummsein überwindet,
Da feiern wir Beginn und Strom des Lichts.

Da stehn die Engel in den Morgenröten,
Der Tod ist gut, wo immer man ihn sah.
Wir fühlen Liebende und Mütter nah
Unsichtbar-sichtbar uns zu Häupten treten.

Denn wo Gestalt wir sehen, sichere, große,
Sind wir umwest, umgeben und nicht mehr allein.
Es ist dann wieder gut, ein Mensch zu sein,
Wie tief uns sonst auch Gott der Herr verstoße.

W. K r a m p

Katholisch-konservatives Erbgut

Antwort und Frage

Wer sich voll bewußt ist, wie grundsätzlich die deutsche Neugestaltung eine Rückwendung zu Zuständen und Gültigkeiten ist, die ihre volle Kraft in der deutschen Vergangenheit entfaltet und bewährt haben, wird sich an ein merkwürdiges und auf den ersten Blick überraschendes Wort erinnern finden: daß alle wahren Revolutionen ihr Recht darin trügen, daß sie zum Ursprünglichen und darum Echten zurück wollten. Man darf das Wort nicht pressen, sonst würde man leicht auf eine Fülle des Widersprechenden stoßen; Tatsache ist es, daß die größten und nachhaltigsten Bewegungen in der Tat diesen Zug zum Uranfänglichen haben, und es ist nur eine unter tausend Variationen, wenn Schiller seinen aufständischen Schweizern die Berufung auf jene ewigen Rechte in den Mund legt, die unveränderlich am Himmel hangen...

Es ist ein zuweilen verblüffendes Schauspiel, zu sehen, wie sich so scheinbar Gegensätzliches berührt: der entschiedenste Wille zur Neuformung und Beseitigung des zeitlich Geltenden mit dem Bewußtsein, das Alte bewahren oder wiederherstellen zu müssen, Revolutionismus und Konservativismus. Und es ist wiederum nicht erstaunlich, sondern selbstverständlich, wenn sich zahlreiche Gedankengänge der neuen Prägung schon in der vorhergehenden Zeit nachweisen lassen. Es ist schließlich ganz und gar nicht verwunderlich, wenn gerade heute allenthalben Hinweise darauf auftauchen, daß dies und jenes geradezu schon vorbereitet, ja sogar schon bereitgelegen habe. Aber ein anderes ist der Gedanke und ein anderes ist immer der Wille.

Vor kurzem ist in der Herderschen Verlagsbuchhandlung ein in jeder Beziehung bemerkenswertes Buch herausgekommen, das den Titel „Katholisch-konservatives Erbgut“ trägt. Es ist von Emil Ritter herausgegeben und erfreut sich der Mitarbeit einer Reihe namhafter Gelehrter und Schriftsteller. Es gibt einen Überblick über das katholische politische Schrifttum des 19. Jahrhunderts von Friedrich Schlegel bis zum Bischof Ketteler, von Adam Müller bis Franz Hitze, oder vielmehr nicht so sehr einen Überblick als vielmehr eine Auswahl, eine Lese, die in bewußter Einseitigkeit nur das aufnimmt, was zu der im Titel bezeichneten Richtung paßt. Diese Auslese ist also nicht wissenschaftlich, sondern sie ist politisch, politisch in zweifacher Hinsicht, auch insofern nämlich, als sie einen scharf umrissenen Zweck, ein festes Ziel hat, das nämlich, in die Entwicklung der Gegenwart einzugreifen, einmal zu zeigen, daß man sehr wesentliches Gut aus altem Kulturbesitz beizusteuern habe, das trefflich zu den herrschenden Gedankengängen passe, daß im wesentlichen alles vorhanden sei, was man nur brauche, und daß diese Zeit noch überdies das und jenes lernen könne, was sie vielleicht doch nicht genügend beachte...

Berücksichtigt man diese Zwecke, so muß man eingestehen, daß das Buch ganz ausgezeichnet zusammengestellt ist. Gedanke reiht sich an Gedanken, die man mit Vergnügen auf sich wirken lassen kann; eine Fülle des Trefflichen bietet sich dar. Und wenn man das Ganze in raschem Überblick an sich vorüberziehen läßt, so schält sich schier der Eindruck heraus, als ob die gegenwärtige Entwicklung nichts anderes als eine gradlinige Fortführung innerster Meinungen der großen katholischen Politiker der jüngeren Vergangenheit sei. In der Tat, ein Meisterwerk! Und wie könnte es anders sein, wenn „die katholische Politik stets organisch, wesenhaft konservativ“ ist?

Wir blättern . . . Man ist heute dabei, den Liberalismus zu liquidieren? Nun, für die katholische Politik ist er stets der Feind gewesen; sie hat von Anbeginn erkannt, daß er die Wurzel aller gesellschaftlichen und politischen Wirrnisse sei, daß seinen Staatsformen, dem Konstitutionalismus und Parlamentarismus, Verdammnis gebühre. Nicht minder hat man stets den wirtschaftlichen Kapitalismus verurteilt, dem Kapitalismus den Kampf angesagt. Man hat insbesondere Grund und Boden aus dem eigensüchtigen Schacher herausheben wollen und das Erbhofgesetz vorausgewünscht. Man ist für deutsches Recht eingetreten, für die deutsche Sendung überhaupt, für nationale Ehre und Würde, für Wehrhaftigkeit. Und für vieles, vieles andere auch. Und das alles ist mit zahlreichen Schriftstellen aus den Werken der Politiker, die man hier ausgewählt hat, belegt. Das ist einmal, nein vielmals, geschrieben worden . . .

Aber ein anderes ist der Gedanke, ein anderes ist der Wille. Und dies Buch soll ein politisches sein und muß als solches gewertet werden. Da ist es unausbleiblich, daß sich die Frage einstellt, wie denn das alles ins Werk umgesetzt worden sei. Wirklich, auf die fix und fertige Antwort auf das Ringen dieser Zeit die eine Frage. Wenn es denn wirklich so war, daß katholische Politik immer organisch und wesenhaft gewesen ist, und wesenhaft in dem Sinne, den dieses vorliegende Buch unmißverständlich ausdeutet, wie konnte es geschehen, daß in dem einen Organ, das sich katholischer politischer Wille eigens geschaffen hat, daß in der Zentrumsparlei so ganz und gar nichts von dieser Wesenheit zum Durchbruch gekommen ist? Wie denn? War es nicht beispielsweise so, daß gerade der Liberalismus, der geschmähte und bekämpfte, in den verhängnisvollsten Wendungen seine stärkste Stütze am Zentrum gehabt hat? War es nicht so, daß die Sumpfbüthen des Parlamentarismus in seiner Pflege gar am üppigsten gediehen? Wahrlich, es bedarf der Einzelheiten nicht!

Wenn wir dies Buch zu seinem Nennwerte nehmen, so stellt es die furchtbarste Verurteilung der Zentrums-politik dar, die je gegeben worden ist. Wenn dies Buch eine innerliche Abrechnung sein soll, eine Klärung des Standpunktes in dieser neuen Zeit, so bedurfte es nur noch eines Wortes: daß alles, was auf den jüngsten Wegen dieser Politik angestrebt worden ist, Irrtum und Verhängnis gewesen sei. Dieses eine Wort ist nicht

gesprochen, und es wäre um so notwendiger gewesen, als ohne Frage Millionen deutscher Katholiken im Gegensatze zur Zentrumsparthei gestanden haben, für die ein Trennungstreich gegen diese Schutz und Anerkennung gewesen wäre.

Dieses Wort also steht aus, und statt dessen steigt der irrige Schein auf, als wäre eben das, was sich hier als katholisch-konservatives Erbgut darstellt, das Eigentliche nicht nur, sondern das Bindende, Allgemeine. Aber, und die Anmerkung wird der Historiker machen müssen, es liegt nicht so, daß dies Erbgut eine notwendige Frucht gerade katholischer Weltanschauung gewesen wäre, die zwangsläufig hier, und nur hier, gedeihen mußte. Es ist deutsches Erbgut, das da reifte, und wahrlich, arg wäre es gewesen, wenn es nicht auch in dem großen katholischen Volksteile seine Stätte gefunden hätte. Das hat es getan; aber man soll nicht Inhaerentes und Adhaerentes verwechseln.

In einem Punkte freilich ist spezifisch Katholisches mit großem Nachdruck herausgestellt, dort nämlich, wo es sich um letzte Formulierungen des Staatsbegriffes handelt. Er ist mit Entschiedenheit, ist betont eindeutig an Jenseitiges geknüpft, ist dogmatisch in die unverkennbar besonders gedeutete göttliche Weltordnung eingebaut, und hier, gegen die Art, in der es geschieht, muß sich Widerspruch regen. So gewiß der Staat mehr als ein bloßer Zweckverband zur Begründung und Festigung eines wie auch immer gearteten Wohllebens ist, sondern vielmehr Ausdruck einer absoluten Ordnung, so gewiß die Idee des Staates vor und über dem Menschen als Aufgabe zur Erfüllung und Verwirklichung solcher überzeitlichen und vorpersönlichen Bindungen nach eigenwertigem Gesetze steht, so gewiß er am Urgrunde alles Lebens, an der unbedingten Gültigkeit des Kosmos teil hat, deren Erlebnis sich nicht in der Vernunft erschöpft, sondern allein in willensstarkem Glauben vollendet, so wenig fließen ihm Wert und Recht aus der Deutung oder durch Vermittlung dogmatischer Religion zu. Wir wollen den Staat im Scheine der Ewigkeit, aber nicht im Schatten der Kirche sehen.

Die Überlebenden sollen mehr sein als die Schatten ihrer Lieben. Ein Schatten erlischt, wenn ein aufrechter Mann zu Boden stürzt. Ihr sollt nicht Schatten sein, Bäume sollt ihr sein, die über Gräbern blühen und Frucht tragen.

Flie

Wer lästert Richard Wagner und wer Friedrich Nietzsche?

Von Dr. Karl Richard Ganzer

Es hat eine Zeit gegeben, in der man die Gestalten Richard Wagners und Friedrich Nietzsches nur unter dem Gesichtswinkel der *Sensation* betrachtet hat. Die liberalistisch flache Gesellschaft des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts hat sich nicht um die geißelnden Anklagen gekümmert, die Friedrich Nietzsche dem Verfall und der herrschenden Hohlheit entgegen schleuderte: viel wichtiger war ihr, zu erschnüffeln, an welcher Krankheit der Philosoph dahinsieche. Sie hat sich auch nicht die Tatsache klargemacht, daß Richard Wagners Kunstwerk als einzige Schöpferleistung mitten in einer trostlosen kulturellen Öde stand und schon darum Achtung verlangen durfte: viel prickelnder und aufreizender erschien dieser Welt der sumpftiefe Klatsch, darin man den Schöpfer und sein Werk zu ertränken suchte. Nicht nur an seiner Hohlheit ist das 19. Jahrhundert zugrunde gegangen, sondern auch an so kleinen Verfallserscheinungen wie seiner Unvornehmheit, seiner Geschwätzigkeit, seiner Lüsterheit, die allesamt den vollkommenen Mangel an Haltung verrieten. Alle seit alters bewährten festen Beziehungen, die allein den Bestand der Gemeinschaft verbürgen, verloren sich damals in einer völligen Auflösung der gesunden Werte.

Wer sich heute mit einem Menschen der Vergangenheit beschäftigt, der uns selber noch als Gestalter neuer Möglichkeiten angeht, hat von all dem persönlichen Klatsch und Kram, der den Bedürfnissen des liberalistischen Durchschnitts entsprochen haben mochte, völlig abzusehen. Entscheidend ist uns heute einzig die *Gestalt* eines Menschen, sein geschichtlich wirksames Bild, die in ihm gesammelten Kräfte und Werte, die dynamischen Strömungen, die in ihm gespeichert sind und, von ihm ausgehend, in einer Gemeinschaft neue schöpferische Wirkungen auslösen. Wagner und Nietzsche sind als Menschen in höchstem Maße interessant, verwickelte Naturen, reich und ringend, kühn und zerbrochen, verzweifelt und aufflammend, klein und übergewaltig, in Menschlichkeiten verstrickt und den Sternen verhaftet: aber aus der Fülle all dieser Werte sind nur jene für uns von Bedeutung, aus denen sich das *geschichtlich* wirksame, nicht das private Bild gestaltet.

Das bedeutet: für eine heutige Betrachtung, die nicht allein geschichtlich objektive Feststellungen treffen, sondern den gesinnungsbildenden Einfluß beider Persönlichkeiten auf unsere eigene kulturelle Lage darlegen will, sind auch die vielfach abgehandelten persönlichen Beziehungen zwischen Nietzsche und Wagner, jene Fülle von Mißverständnissen, gegenseitigen Enttäuschungen, Anklagen, nicht mehr von Belang. Es ist nur der Ritzel des Spießbürgers, der wohlgefällig die Ohren spitzt, wenn irgendwo eine Polemik losbrennt: „Das hat er ihm einmal gründlich besorgt!“, und es ist ein hämisches *privates* Sensationöchen, eine billige Abwechslung im bürgerlichen Alltag, wenn dann die Neugier aufwuchert: „Wird er sich das wohl gefallen lassen?“ Für uns andere sind andere Wertungen nötig: unser Gesichtspunkt ist

politisch und verlangt die politische Frage nach der Stellung Wagners und Nietzsches zu ihrer eigenen Zeit und darüber hinaus zu einer Zukunft, die wir nunmehr als unsere eigene Gegenwart zu meistern haben.

Eine politische Betrachtung Wagners und Nietzsches hat zu erkennen, daß beide Männer, obgleich sie sich gegenseitig nach einer langjährigen, sehr tiefen Freundschaft nicht mehr zu verstehen glaubten, in einer Einheitsfront gegen das Jahrhundert gestanden haben. Beide sind fremd durch ihre Zeit gegangen, beide trugen das Schicksal, von ihrer Zeit befeindet zu werden, beide ertrugen das schwere Schicksal, von der Kritiklosigkeit ihrer Zeit falsch verstanden und durch die Fehldeutungen mancher übereifrigen Bewunderer vielfach belastet zu werden. In kühner Erbitterung sind beide ihrer Zeit entgegengetreten, beide haben sich ihr Leben lang in unverföhnlicher Feindschaft mit allen maßgeblichen Mächten ihres Jahrhunderts zu messen gehabt, beide sind erbitterte Revolutionäre gegen den Liberalismus und das 19. Jahrhundert gewesen.

Es war die Tragik ihres Lebens, daß sie nicht in geschlossener Front in diesen geschichtlichen Kampf gezogen sind. Der erschütterndste Eindruck, den das späte 19. Jahrhundert vermittelt, kommt aus dem fahlen, gespenstischen Bild der ewigen deutschen Zerrissenheit, die damals kraft wie nur je in unserer Geschichte wieder aufgebrochen ist. Hoch über die Wirnis der liberalistisch verseuchten, tief geschwächten, dahinsinkenden Welt erheben sich die drei einzigen Schöpfergestalten der ganzen Epoche: Bismarck wird vom herrschenden Liberalismus mit allen Mitteln bekämpft, sein Staat, das einzige politische Schöpferwerk der Epoche, wird auf allen Wegen unterhöhlt; Nietzsche peitscht mit seiner Philosophie, dem einzigen geistigen Schöpferwerk der Epoche, die Feigkeiten und Schwächen seiner Gegenwart und wird von ihr in die Einsamkeit und in die Nacht seiner letzten Jahre getrieben; Wagners Werk, die einzige künstlerische Schöpferleistung der Epoche, wird von der herrschenden Gesellschaft verlästert und nach allen liberalistischen Schulregeln verdammt. In ihnen allen wittert der flache Liberalismus die große Leistung und damit eine durch Abgründe geschiedene hohe Wertwelt, gegen die es nur unverföhnliche Feindschaft gibt; sie alle schleudern der Zeit ihren Haß und ihre Verachtung ins Gesicht: aber sie alle wissen nichts von ihrer inneren Gemeinsamkeit, ja, sie treten sich gegenseitig selber mit Abneigung und Angriff entgegen.

Und das alte Lied vom deutschen Schicksal klingt wieder grausig auf: am Ende hat der Geist des Verfalls gesiegt. Die Epoche stürzte sinnlos zusammen, weil ihre drei mächtigsten Säulen sich nicht zum gemeinsamen Dienst gefügt hatten. Einsam und ohne gegenseitige Bindung wuchsen sie nebeneinander auf — ins Nichts statt ins Gefüge...

Aber niemals geht ein Gedanke, den eine große Leidenschaft gedacht hat, für immer verloren. In der Öde des 19. Jahrhunderts sind Nietzsches und Wagners Angriffe auf den Liberalismus echolos verhallt. Ein revolutionäres Geschlecht aber wird ihre Wucht um so tiefer ermessen können. Wenn es richtig ist, daß Wagner und Nietzsche Revolutionäre gegen das 19. Jahrhundert

gewesen sind, muß ihre revolutionäre These auch noch für uns nutzbar gemacht werden können; denn unser Feind ist im Ursprung der gleiche, gegen den sich vor Jahrzehnten Wagner und Nietzsche erhoben.

*

Die Behauptung, daß Friedrich Nietzsche ein wahrhafter Revolutionär gewesen sei, braucht heute nicht mehr belegt zu werden. Die üble Verfälschung, mit der die liberalistische Zuchtlosigkeit Nietzsche für ihre individualistischen Zwecke ausgenützt hat, ist längst entlarvt. Das junge Deutschland weiß, daß ihm in Nietzsche ein Lehrer gegeben ist, dessen mächtiger Lebensgrundsatz die ewig schöpferische Lehre aller aufbauenden Zeiten, nämlich die Strenge und Härte der Forderung war. Der Liberalismus hatte aus der Gestalt des Übermenschen, der jenseits der abgegriffenen und verwässerten Begriffe der bürgerlichen Moral stand, die Rechtfertigung gefolgert, nun restlos alle Bindungen und alle Ordnungen aufzulösen. Wir aber, die wir vor einem neuen Aufbauwerk stehen, haben gelernt, daß Nietzsche mit seinen revolutionären Aufrufen dahin zielt, das schwankend gewordene, tief zersetzte Gefüge der alten liberalistischen Gesellschaft in einer neuen, streng gerafften Ordnung zu bändigen. Es ist heute eine überall erkannte Wahrheit, daß wir in Nietzsche den einzigen Philosophen des 19. Jahrhunderts vor uns sehen, der den Trägern des schleichenden Verfalls die Maske abriß, sie in einem zürnenden Gericht brandmarkte und über ihr Zerstörungswerk die Fackel eines neuen, wahrhaft revolutionären Glaubens erhob. Über die Tatsache, daß er als einer der wenigen schöpferischen Revolutionäre gegen den Geist des 19. Jahrhunderts sich von seiner Zeit abkehrte und in der Einsamkeit seines Denkens neue Wege aus dem Wirrsal suchte, braucht heute nicht mehr gesprochen zu werden.

Einer um so eingehenderen Begründung bedarf aber die These, daß auch Richard Wagner in die Front der bewußten, tiefschürfenden Revolutionäre gegen das bürgerliche Jahrhundert einzureihen ist. Denn nach wie vor spuken in den Vorstellungen auch des lebenden Geschlechts die uralten, verstaubten Ansichten, daß Wagner wie nur wenige andere dem 19. Jahrhundert hörig gewesen sei und in seinem Werk eine der klarsten Spiegelungen der Zeit gegeben habe. Diese Meinung ist irrig.*)

Richard Wagner hat seinen schöpferischen Aufstand gegen das 19. Jahrhundert schon zu einer Zeit begonnen, da dessen bezeichnendste Verfallszüge noch keineswegs sichtbar ausgebildet, sondern erst in leisen Spuren zu ahnen gewesen sind. 1849 hatte er sich an der Dresdener Revolution beteiligt: sie war eine Angelegenheit liberaler Politiker und Doktrinäre gewesen, Richard Wagner aber hatte in ihr einzig den elementaren Ausbruch lange verhaltener Spannungen gesehen. Nicht in ihren tagespolitischen Zielen fand er ihre wesentliche Bedeutung. Zwar war es, geschichtlich betrachtet, eine Fehl-

*) Zur ausführlichen Begründung des Folgenden muß ich auf mein Buch verweisen: Richard Wagner, der Revolutionär gegen das 19. Jahrhundert. München 1934, F. Bruckmann AG.

deutung, daß er als ihren Sinn einzig den unbändigen Schwung, die stürmische Erregung, die durch sie bewirkte Auslösung tiefster brausender Kräfte in den sonst trägen Massen begrüßte: aber für die besondere Artung seiner Persönlichkeit ist diese geschichtliche Fehldeutung höchst aufschlußreich. Die Bewegung lief in einer Zeit ab, in der die herrschende Gesellschaft sich eben an die *S i c h e r u n g* ihrer ruhigen Lebensbedingungen machte. Da ist es ein Zeichen klarsten Instinktes für die entscheidenden Voraussetzungen alles schöpferischen Lebens, daß Wagner mitten in dieser Zeit der beginnenden bürgerlichen *S t a t i k* sich mit Leib und Seele einer Bewegung verschrieb, in der er — vielleicht mit Unrecht — die *D y n a m i k* der Schöpfung selber glaubte aufbrechen zu sehen.

Er hat diesem Bekenntnis zu einer dynamischen Bewegung, in der er einen Aufstand gegen alle Mächte des starren, unschöpferischen Beharrens sah, alles geopfert, was ihm persönlich zu Geltung und Ansehen hätte verhelfen können. Nicht in rauschhaften, verlogenen Worten äußerte er sein revolutionäres Bekenntnis, sondern in der Hingabe seiner bürgerlichen Sicherheit, seines Berufes, all seiner Aussichten auf eine ehrenvolle Zukunft. Als geächteter, steckbrieflich verfolgter Flüchtling geht er in die Schweiz — nicht ein Märtyrer der liberalen Idee, aber gehorsam seiner starken Ahnung, daß im menschlichen Leben jede aufrauschende, losstürmende, schöpferisch revolutionäre Kraft unendlich wichtiger sei als die träge Gewohnheit und das still zufriedene Beharren in einer Welt des verborgenen Verfalls, in der keine Fähigkeit zu lebendiger Schöpfung mehr zu finden ist.

Es ist das wesentliche geistige Ergebnis der folgenden Exiljahre in der Schweiz, daß diese Ahnung nunmehr zur Gewißheit wird und eine kulturphilosophische Unterbauung erfährt, die sie zu jener kulturrevolutionären Lehre macht, an die sich Wagner für die Dauer seines Lebens gebunden wissen wird. In Zürich geschieht es, daß er zum erstenmal planmäßig bedenkt, *w a r u m* er sich denn eigentlich in die Strudel jener Bewegung gestürzt hat, deren tagespolitischen Ziele ihm vollkommen gleichgültig sind. Das Ergebnis dieses Nachdenkens ist zunächst, daß er sich vor allem des tief revolutionären Charakters seiner eigenen Seele bewußt wird. In ungezählten Selbstbekenntnissen äußert er das in seinen Schriften und Briefen, am klarsten in dem noch wenig bekannten Wort: „Ich bin weder Republikaner, noch Demokrat, noch Sozialist, noch Kommunist, sondern — künstlerischer Mensch, und als solcher überall, wohin mein Blick, mein Wunsch und mein Wille sich erstreckt, durch und durch Revolutionär, Zerstörer des Alten im Schaffen des Neuen!“ Das andere, wesentlichere, geschichtlich wahrhaft bedeutsame Ergebnis jener Züricher Jahre aber ist die in seinen wenig bekannten kulturpolitischen Schriften niedergelegte *r e v o l u t i o n ä r e* Lehre, mit der einer der tiefst begründeten Angriffe auf die geistige Substanz des Jahrhunderts losbricht. Der Angriff erfolgt wohlgemerkt bereits um die Jahrhundertmitte, da man das spätere Verfallsgeſicht des liberalistischen Jahrhunderts noch kaum erkennen kann. Er erfolgt lange vor der Arbeit all der anderen Kritiker des Jahrhunderts, lange vor Nietzsche, Lagarde, Langbehn. Naturgemäß

geschieht er in dieser Frühzeit der sich anbahnenden Frontenbildung nicht in so kristallklaren Formulierungen, wie sie am Jahrhundertende möglich waren. Aber auch Hölderlin hatte einst seine Besorgnis um das Schicksal der Zeit, deren Verhängnisse er nur ahnen, noch nicht greifen konnte, mit den dunklen Worten des Sehers ausdrücken müssen.

Man kann die instinktive Zielsicherheit, mit der Wagner seinen Angriff gegen den Kerngedanken der Zeit vortreibt, als eines der erstaunlichsten Ereignisse der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts ansprechen. Weit entfernt von all den geläufigen unzufriedenen Stimmungen über äußerliche Mißstände der Gegenwart erkennt Wagner, daß alle herrschenden Verderbtheiten aus einer Grundverderbnis herrühren, die wie eine Infektion die Einzelglieder vergiftend zersetzt. Wagner sieht — und erst in unserem Jahrzehnt, also 80 Jahre nachdem Wagner sie ausgesprochen und vielfältig begründet hatte, ist diese Ansicht Allgemeingut geworden — das entscheidende Verhängnis, an dem das Jahrhundert krankt, in dessen Entfremdung gegenüber allen Gesetzen des organischen Lebens gegeben.

Die Gegenwart, sagt Wagner, ist in jeder ihrer Lebensäußerungen starr, leblos, unschöpferisch geworden, weil sie sich einzig mechanistischen Lebensnormen unterstellt hat. Doktrinen und Dogmen, Formalitäten und leere Konventionen, kurz ein ganz äußerliches, unorganisches Gewirr leerer Formen beherrscht das Dasein und treibt es in immer größere Verstofflichung und damit in immer schlimmere Bergreifung hinein. Das Jahrhundert hat sich völlig den Wertungen abstrakter, rationalistischer Überzeugungen hingegeben und wird darum in einem lähmenden Nichts enden. Die Gesellschaft ist individualistisch und egoistisch aufgelockert, ihre Bildungsgesetze sind zu starren Konventionen entartet, schöpferisches Leben kann nicht mehr in ihr strömen, weil sie selber durch ihre Rettung an entfesseltes Herkommen dem Leben nicht mehr verbunden ist. Die Kunst ist zu einem mechanisch geregelten Betrieb geworden, nicht mehr die schöpferische Stimme des Gottes spricht aus ihr, sondern die Betriebsamkeit eines klügelnden, rationalistisch rechnenden Kunst-machens — Meyerbeer. Die Wirtschaft hat sich völlig den toten Mächten des Goldes überliefert, unbestritten herrscht der starre, leblose, nur in Außerlichkeiten begründete Besitz des liberalistischen Großbürgers; aber die schöpferische Leistung des Fähigen, also ein wahrhaft lebendiges und lebenzeugendes Element, ist außer Kurs geraten und dient höchstens der Spekulation als Objekt der Ausnützung. Der Staat ist zu einem Gefüge leerer, schematischer Formen und Vorschriften verhärtet, die Beziehung zu seinem lebendigen Inhalt, dem Volk, hat er völlig verloren. Die Religion fristet innerhalb der überkommenen Religionsgesellschaften ein kümmerliches Dasein, weil sie dort in jeder schöpferischen und lebenspendenden Regung eingengt und zu einem starren, vergewaltigenden Dogmengebäude erniedrigt worden ist. Überall gleiten die wesentlichen Erscheinungen des Daseins in Erstarrung und Verhärtung hinein, weil sie die Beziehung zu den organischen Grundlagen des Lebens verloren haben und sich einzig von abstrakten, mechanistischen, am Ende materialistischen Normen her begründen.

So pessimistisch betrachtete Wagner seine Gegenwart in einer Zeit, da die Epoche sich eben in jubelndem Optimismus zu ihrem gigantischen Aufstieg in eine äußerliche Scheingröße rüstete. Aber er ist vor diesen Eindrücken, die er zeitweise in geradezu dämonischen Visionen äußerte, nicht verzagt, sondern hat ihnen einen Gedanken entgegengeworfen, aus dessen heilender Kraft er eine neue, lebendige Welt entstehen sah. Als er auf das sehr tiefe, überaus inhaltreiche Wort von der „großen Notwendigkeit der natürlichen Ordnung“ sein neues Weltbild aufbaute, das die Scheinwelt jener rationalistischen Nüchternheit überwinden sollte, hat er seiner Zeit einen echten revolutionären Gedanken gegeben, an dem sich die Mächte des Verfalls und die Mächte des organisch gebundenen Neuaufstiegs scheiden konnten. Der lebensgesetzliche Gedanke, den wir heute als eine der tiefsten Einsichten unseres revolutionären Denkens erkannt haben, ist in jener Formel Wagners bereits klar angedeutet. Auf Grund dieser Idee setzt Wagner Zug um Zug den Erscheinungen des Verfalls und der Erstarrung, die aus der Bindung an lebensfremde Normen herrühren, die Elemente eines neuen Weltbildes entgegen, das der großen natürlichen Notwendigkeit verhaftet ist.

Wichtiger und gesünder als die herrschende Gesellschaft, sagt er, ist die *Gemeinschaft*, in der die einzelnen nicht mehr bindungslos nach starren äußeren Konventionen und nach ihrem üblen Besitzegoismus, sondern in einem sinnvollen lebendigen Gefüge leben: „Alle bisher neidisch und feindselig geschiedenen Stände sollen in einem großen Stände des freien Volkes vereinigt sein, zu dem alles gehört, was auf dem lieben deutschen Boden Atem empfang.“ Als Wertmaß dieser kommenden Gemeinschaft des ganzen Volkes dient nicht mehr der Besitz und das starre, unlebendige Gold, die dämonischen Götzen der liberalistischen Welt, sondern die schöpferische Macht der *Arbeit*; in eine Zeit des krassen liberalistischen Profitdenkens schreit Wagner sein wahrhaft sozialistisches Bekenntnis hinein: „Wir werden erkennen, daß die menschliche Gesellschaft durch die Tätigkeit ihrer Glieder, nicht aber durch die vermeinte Tätigkeit des Geldes erhalten wird.“ Und während der liberalistische Staat die Bindung zum Volk, seinem lebendigen Inhalt, verliert, weist Wagner gerade dem *Volk* als einem der ursprünglichsten Werte der großen Notwendigkeit der natürlichen Ordnung den ersten Rang im menschlichen Dasein zu: alles Schöpferium, alle religiöse Bildkraft, alles urtümliche mythische Wissen ist nur im Volk zu Hause. Keiner Erscheinung des menschlichen Daseins hat Wagner ergriffenere Worte geweiht als dem *Volke*; denn keine andere Lebensform schien ihm den organischen Mächten, aus denen alle Schöpfung strömt, näher zu stehen. Er hat das Wort gesprochen, daß „Volk sein“ heiße, „eine gemeinsame Not zu empfinden“. Man versteht diesen Ausdruck in seiner ganzen Weite und Tiefe nur dann, wenn man weiß, daß in Wagners Sprachgebrauch das Wort „Not“ soviel bedeutet wie das Wort „Notwendigkeit“: Volk sein heißt, einer gemeinsamen Not, einer gemeinsamen Notwendigkeit, einem gemeinsamen Ursprung, einem gemeinsamen organischen Gesetz und damit dem höchsten Wertmaß des Lebens überhaupt zugeordnet zu sein.

Lange Zeit sind diese Erkenntnisse Wagners trotz ihrer brennenden Aktualität übersehen oder zumindest nicht klar und nicht politisch genug gewürdigt worden; das ist verständlich, denn in der Tat hat Wagner diese Grundeinsichten, die seiner geistigen Haltung erst das Gesicht geben, niemals in eindeutiger Formung ausgesprochen, sondern sie, gleichsam als Selbstverständlichkeit, überall unter die verschiedenartigsten Gedankengänge seiner Schriften hineingestreut. Um so notwendiger ist es, zu erkennen, daß auch Wagners künstlerisches Werk nur dann verstanden wird, wenn man es in die Spannungen dieses Weltbildes, dieser Schau vom Kampf einer mechanistisch starren und einer anstürmenden lebendigen, organisch beherrschten Welt einordnet. Nicht Erlösungsideen oder die Neuentdeckung des germanischen Mythos oder ähnliche Vorstellungen sind das Wesentliche an Wagners künstlerischen Absichten. Entscheidend ist, daß er gerade in seiner schöpferischsten Zeit, nämlich den Schweizer Jahren, einen Großteil seiner Werke zu Verkündigungen seiner revolutionären Lehre gemacht hat. Vornehmlich der „Ring des Nibelungen“ zeigt die Frontstellung, um die es Wagner geht, ganz deutlich; in keinem anderen Werk ist so klar wie hier die Notwendigkeit aufgezeigt, der vergreifenden alten Welt mit revolutionären Ansprüchen und revolutionärer Unerbittlichkeit entgegenzutreten, bis sie fällt.

In welchen Bildern sieht Wagner seine Zeit? Die Drachengesichter einer zufrieden gähnenden Welt des materiellen Besitzes; die feigen Alberichwesen der mörderischen Gier nach dem Gold; die alten Götter, die nur noch ehrwürdig, aber nicht mehr die wirklichen Herrscher über das jauchzende Leben der Schöpfung sind: so steht die eine Seite, das Reich des Beharrens, der Starrheit, der Verstofflichung vor Wagners Augen. Die andere Seite aber ist von jungen, Schöpfungsgierigen Kräften durchtobt: gegen die Welt der sterbenden Götter, gegen die Drachen und Riesen des toten Besitzes und gegen die Zwerge, die dem verfluchten Gold nachgieren, stürmt Siegfried an, und auf der Spitze seines Schwertes trägt er die Verheißung einer aufsteigenden neuen Welt, die aus den ewigen Mächten des natürlichen Daseins, aus Arbeit und Mut und Liebe, aus der Verachtung des toten Goldes, aus dem uralten Quell der Sippe entstand. Tafner, den Wahrer nur-materieller Güter, tötet Siegfried, und der Sterbende bekennt: „Du hast eine Welt vernichtet.“ Den Wotanspeer, der ihm den Weg zur Erfüllung versperren will, schlägt er in Stücke, und entsagend räumt der Herr der alten, sterbenden, vergreifenden Ordnung dem jungen Anspruch das Feld: „Zieh hin, ich kann dich nicht halten . . .“ Nur auf stoffliche Werte und auf die toten Paragraphen verlogener Verträge war die alte Welt gegründet: und sie muß fallen, als sie von Mächten berannt wird, die der großen Notwendigkeit der natürlichen Ordnung entstammen.

Siegfried trägt diese neue Ordnung zum Sieg. Es ist entscheidend, daß Wagner ihn als revolutionären Propagandisten, als einen stürmischen Mahner, als eine revolutionäre Führergestalt vor seine Zeit gesetzt hat. Die Zeit hat den Sinn dieses Aufrufs nicht verstanden. Siegfried schrie ihr seine revolutionären Angriffe ins Gesicht, sie aber blieb blöd und gähnte: „Ich lieg und besitze, laßt mich schlafen . . .“

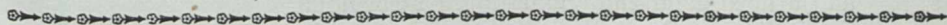
*

Es bedarf nicht vieler Vergleiche, um die innere Verwandtschaft dieses dynamisch gespannten, auf eine revolutionäre Entscheidung bezogenen Weltbildes Richard Wagners mit der kulturrevolutionären Leistung Nietzsches nachzuweisen. Nur die Erkenntnis ist not, daß für eine Betrachtung der beiden geschichtlichen Gestalten jeder Gedanke an ihre spätere Trennung völlig an Gewicht verliert, wenn man ihn an der großartigen Übereinstimmung ihrer kulturrevolutionären Ziele und ihrer schöpferischen Angriffe gegen die verfallende Zeit mißt. Wir haben heute zu erkennen, daß trotz aller tragischen Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen, die das persönliche Verhältnis zwischen Nietzsche und Wagner trübten, beide Genien in einer gemeinsamen Front marschierten. Die Kameradschaft vor dem fernen Ziel einigte sie — und wenn ihnen selber das auch nicht bewußt geworden ist, so sehen unsere Augen aus einem ganz anderen geschichtlichen Erlebnis heraus diese Einheit des Willens und des Ziels um so klarer. Heute kann kein Zweifel mehr daran rütteln, daß Wagner und Nietzsche im kulturpolitischen Kampf des 19. Jahrhunderts als Schicksalsbrüder nebeneinanderstanden, demselben Willen zugeschworen, denselben Feind angreifend, von den gleichen inneren Antrieben zu ihrer Aufgabe und zu ihrem Opfertum gedrängt. Anderen Epochen mochte es eine Genugtuung gewesen sein, beide gegeneinander auszuspielen: würden wir dieses leichtfertige Unterfangen heute noch fortsetzen, dann rissen in die Front der großen Ahner, die das liberalistische Jahrhundert befehdeten, als es noch laut und lärmend alle Gesinnungen beherrschte, Klüfte einer Feindseligkeit ein, die vor dem geschichtlichen Blick niemals bestehen kann. Die Geschichte sieht auf höhere Dinge als auf Auseinandersetzungen im privaten Raum. Die Geschichte erkennt als entscheidend nur die Macht an, mit der eine Erscheinung Einfluß auf die Gestaltung ihrer und der kommenden Epochen nimmt.

Damit aber rückt nun die Frage in den Vordergrund, welcher der beiden Männer für die Gestaltung unserer Epoche Entscheidenderes an erziehenden und gesinnungsbildenden Werten zu geben hat. Unsere Zeit ist schwer und streng wie keine andere. Die tiefste Aufgabe, die sie stellt, heißt darum Erziehung zur Strenge und Härte und Unerbittlichkeit der Haltung, die auf die letzten Entscheidungen auszurichten ist. Die Zukunft wird gnadenlose Forderungen stellen, und nur durch Antriebe, die aus einer gnadenlosen Bereitschaft zur letzten Härte gegen sich selbst kommen, kann sich der einzelne für diese fordernde Zukunft bereiten. Da besteht denn kein Zweifel, daß der klare, strenge, härteste, bannende politische Erzieher, dessen Gebote das gegenwärtige Geschlecht zu durchflammen haben wie die Blitzschläge eines unerbittlichen Schicksals, Friedrich Nietzsche heißt — und nicht Richard Wagner. Wagner hat sich niemals die Aufgabe gesetzt, politisch verbindliche und zur Härte verpflichtende Weisungen zu geben. Er war als Künstler, der den Ursprüngen alles hohen Menschentums nachging und sie zuerst im Volke suchte, den klirrenden Feldern, auf denen die Entscheidungen der Geschichte fallen, ferngestanden. Es wäre eine maßlose Überheblichkeit und eine Verkennung von Wagners innerster Sendung, wenn man ihn unserem Volke als politischen Erzieher, d. h. als Erzieher zur harten und kämpferischen

Entscheidung vorsetzen würde. Hier behauptet Nietzsche sein unabdingbares Recht, königlich, führerhaft, der Verkünder schwerster Verpflichtungen, der Rufer nach den starken Menschen, die das Chaos der Zeit in einer kommenden Schöpfung zu bannen vermögen.

Aber neben ihm wird Wagner stehen — er blickt nur in eine andere Richtung. Daß er das 19. Jahrhundert innerlich überwunden hat und vor Jahrzehnten Erkenntnisse aussprach, die wir uns erst wieder neu gewinnen mußten, macht ihn als Denker so zeitnahe wie nur möglich. Manches aus den Formen seiner Kunst wird neuen Werten das Feld räumen müssen. Er selber hat seinen Freunden eine Aufforderung zugerufen, die wahrhaft groß ist, weil sie in tiefer Ehrlichkeit der Notwendigkeit neuen Schaffens ihre Achtung zollt: „Kinder, macht Neues, Neues! Haltet ihr euch an das Alte, so hat euch der Teufel der Unproduktivität und ihr seid die erbärmlichsten Künstler!“ Aber unverlierbar wird in der Geschichte der deutschen Leistungen sein Werk als große Schöpfung bestehen bleiben, Zeugnis nicht nur der künstlerischen Meisterschaft, nicht nur die einzige künstlerische Schöpfung, die das reife 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, sondern darüber hinaus das Bekenntnis einer revolutionären Gesinnung, die das Verderben ihrer Gegenwart erkannte und sich wie Nietzsche nach neuen Ufern sehnte. Nietzsche, der mit dem nüchternen und klareren Mittel der Sprache arbeitete, hat den Weg zur kommenden Ordnung sichtbar und in unbedingteren Worten aufzeigen können als der Künstler, der einen Gedanken erst in die mittelbare künstlerische Form umsetzen muß. Aber wie Nietzsche hat auch Wagner die Zukunft geahnt, vor 80 Jahren durchaus in unserer eigenen Weise und mit unseren eigenen Begriffen, in einer prophetischen Schau, die um so tiefere Achtung verlangen kann, als Wagner sie entgegen allen Wahrscheinlichkeiten der ablaufenden Entwicklung und entgegen den höhnnenden und lästernden Stimmen seiner Mitwelt gewagt hat. Wagner gehört — zusammen mit Nietzsche — in die stolze Reihe der vorahnenden deutschen Revolutionäre. Mochten sich auch während des späten 19. Jahrhunderts die geheimen Gefährten der Revolution gegen die entartete Zeit nicht gefunden haben: heute hören wir den Gleichklang ihrer Rufe und spüren, daß ihr Wille der gleichen heißen Leidenschaft entlodert ist.



Verlassen

Ich bin allein, verlassen,
seitdem ich lernt erfassen,
daß Menschen Menschen hassen,
die nicht zu ihnen passen.

Walter Rühn

Heimat

Du trägst die Heimat tief im Blut, in allen deinen Sinnen,
und bis ins Herz hinein verspürst du ihre zwingende Gebärde.
Wenn Ströme kühlen Sternenlichts auf deine Wege niederrinnen,
begreifst du das Gesetz des Blutes und der Heimaterde.
Denn Sternenweiten magst du ahnen — nimmermehr erfassen,
nur tiefsten Stunden deiner Seele neigen sich die Ewigkeiten.
Die Erde aber kannst du durch die warmen Hände rieseln lassen,
mit deinen nackten Füßen über Moos und Jarne schreiten . . .
Da funkeln Morgenstunden um die Einsamkeit der Türme,
und Dämmerungen fluten hin in blauem Märchenschein.
Auf Hochgebirgen grollen die empörten Stürme
ihr wildes Wanderlied und wühlen sich in Wälder ein.
Strellgrüne Blitze springen schlangengleich aus Wolkenneftern
und gleiten lautlos über Tannenwipfel, die im Schlaf erbeben.
Zwei schlanke, silberblanke Birkenschwestern
sind ganz der Zärtlichkeit des Sommerwindes hingegeben.
Wegkreuze schauen dunkel in die Feierabendstunden.
Am Rand der Städte qualmen Schlote schwer und schwarz.
Rirschbäume bluten schweigend aus den breiten Wunden
und duften ihren Traum von Frucht und Harz.
In Sehnsucht schimmern endlos weite Schienenstränge
und blitzen durch die Felder wie ein sprühender Meridian.
Die Unberührtheit windumwehter Streckenhänge
ist überreich beblüht von Brombeerbusch und Löwenzahn.
Rubinenrote Halben flammen auf in Urzeitgluten.
Ein tiefes, heißes Dröhnen zittert durch die Nächte:
Bergleute graben sich mit starken, hochgemuten
entschlossenen Herzen in die Ungewißheit harter Kohlenschächte.
Schlank wandert eine blonde Frau durch blühendes Getreide,
leis streifen ihre Hände knisterndes Gehalm;
weich atmen ihre Brüste unter blauer Seide,
und drüben betet eine Amsel ihren Liebespsalm.
Scheu sickern Quellen aus verborgnen, feuchten Felsenpalten,
so zag, als wollten sie sich nicht vom Kinderlande trennen;
doch morgen schon wird sich der schmale Bach zum Fluß entfalten,
zum Strom, in dem die Silberfäulen aller Sternenerde brennen.
Das ist die Heimat, die sich treu wie ernstes Frauentum bewährte,
schon, da dein Leben noch in ihrem mütterlichen Schoße lag.
Das ist die Heimaterde, die dich bildete und nährte,
und die dich nun mit ihrer offenen Schönheit tief begnadet Tag um Tag.

Leonhard Hora



J. Staats
1894



In einer alten Stadt

Das sind die altersgrauen Häuserzeilen,
Die stillen Mahner langverrauschten Lebens,
Ehrwürdige Mittler traulichen Verwebens
Von einst und heut, im Eilen das Verweilen.

Es ranken dicht verwoben sich die steilen
Getürme, Zeugen himmelhohen Strebens, —
Dazwischen pulst die neue Zeit, vergebens
Bemüht, dem wunderfamen Zauber zu enteilen.

Der Efeu schlingt sich um ergraute Wände,
Es sind längst wildverwachsen Fenster, Türen, —
Das grüne Blattwerk reicht sich rings die Hände.

Und Heiligenbilder, grauverwittert, zieren
Die träumerischen Gärten, fromme Spende
Vergessener Künstler, voller Kraft zu rühren.

Hans Raboth

Dürrlaub

Das Dürrlaub tanzt im Wirbelwind
gar lustig auf und nieder,
es schwebt und dreht sich so geschwind
im braun-rot-goldnen Mieder.

Die Straßen wanderts auf und ab
in Sprüngen und in Kreisen,
im Fluge geht es und im Trab,
will in die Fremde reisen.

Walter Rühn

NS.-Kulturgemeinde

Wir machen darauf aufmerksam!

Wir haben in Erfahrung gebracht, daß sich einer der zur Zeit in Schlesien arbeitenden Abonnentenwerber für die „Völkische Kultur“, Monatschrift für die gesamte geistige Bewegung des neuen Deutschlands, fälschlich als Beauftragter des bisherigen „Kampfbundes für deutsche Kultur“ bzw. der jetzigen NS.-Kulturgemeinde bezeichnet, um auf diese Weise leichter Bestellungen zu erlangen. Wir machen deshalb darauf aufmerksam, daß eine derartige Beauftragung nicht vorliegt. Die Vertreter der „Völkischen Kultur“ dürfen die ihnen seitens der NS.-Kulturgemeinde gern erteilten Empfehlungen lediglich nur im Rahmen der von verschiedenen anderen Organisationen ausgestellten Empfehlungen vorweisen. Nur die Abonnentenwerber der „Schlesischen Monatshefte“ gelten als Beauftragte der NS.-Kulturgemeinde. Die „Schlesischen Monatshefte“ als Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens sind das offizielle Publikationsorgan der NS.-Kulturgemeinde Gau Schlesien. Ohne die Bedeutung der „Völkischen Kultur“ als eine der führenden kulturellen Zeitschriften des neuen Deutschlands schmälern zu wollen, muß aber betont werden, daß die „Schlesischen Monatshefte“ als inhaltlich gleichermaßen hochwertige kulturelle Zeitschrift Schlesiens in die Hände jedes am kulturellen Neuaufbau unserer Nation und seiner engeren schlesischen Heimat interessierten Volksgenossen gehören. Wir erinnern vor allem auch an den Aufruf unseres Gauleiters und Oberpräsidenten Schlesiens, Helmuth Brückner, auf dessen Veranlassung die „Schlesischen Monatshefte“ vom Gauverlag-NS-Schlesien übernommen wurden, und der zum Ausdruck brachte: „Besonders den Beamten der mir unterstellten Behörden, Schulen und öffentlichen Anstalten, sowie den politischen Leitern der NSDAP. und sämtlichen Parteidienststellen lege ich den Bezug der Monatshefte warm ans Herz, damit eines der Großziele unseres Führers verwirklicht werde: Reinigung des Deutschtums und der deutschen Kultur von allen artfremden Einflüssen.“

Programm-Vorschau der NS.-Kulturgemeinde in der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ Ortsverband Breslau e. V.

Montag, den 15. 10. 1934:
Großer Konzerthausaal

Tripel-Konzert Beethoven.
Solisten: Konzertmeister Franz Schäfer,
Albert Müller-Stahlberg, Alfred Ritt-
meier.

- Montag, den 15. 10. 1934: Großer Konzerthausaal 9. Symphonie Beethoven. Schlesiſche Philharmonie (Dirigent Karl Schmidt-Velden). Soliſten: Charlotte Kraeker-Dietrich, Hilde Sauer, Alfred Stöckel, Gerhard Bertermann.
- Sonnabend, den 20. 10. 1934: Kammermuſikſaal Dichterabend mit Hans Heinrich Blunck.
- Sonntag, den 4. 11. 1934: Gerhart-Hauptmann-Theater Deutſcher Tanz unter Mitwirkung bekannter Breslauer Tänzereien.
- Sonnabend, den 17. 11. 1934: Großer Konzerthausaal Kulturabend: „Oſtland!“
- Sonnabend, den 8. 12. 1934: Großer Konzerthausaal Kulturabend: Im Winter wenn's oft ſtürmt und ſchneit.
- Freitag, den 14. 12. 1934: Großer Konzerthausaal Weihnachtsoratorium Rich. Wetſ. Deutſcher Chor — Gauſymphonieorcheſter. Dirigent: Dr. Walter Schulz.
- Mittwoch, den 19. 12. 1934: Kammermuſikſaal Dichterabend mit Hans-Chriſtoph Raergel.

Nähere Angaben werden in den Tageszeitungen veröffentlicht.

Br.

Stunde des Buches

Schon im Vorjahre trat der bisherige Kampfbund für deutſche Kultur im Rahmen ſeiner kulturellen Aufbauarbeit gemeinſam mit den ſtädtiſchen Volksbüchereien mit „Stunden des Buches“ an die Oeffentlichkeit. Der Zweck dieſer Veranſtaltungen war, durch eine Ausleſe guter deutſcher Bücher den Weg in die Volksgemeinſchaft zu erleichtern und jedem Volksgenossen die Möglichkeit zu geben, weſentliche Stücke volkhafter Dichtungen kennenzulernen. Bekannte Schauſpieler hatten ſich zum Vortragen zur Verfügung geſtellt. Durch ſorgfältige Vorbereitung jeder einzelnen Veranſtaltung war es in kurzer Zeit möglich, für die 14täglich durchgeführten Bücherstunden einen feſten Kreis von Freunden dieſer Einrichtung zu ſchaffen, ſo daß die „Stunden des Buches“ von Dezember 1933 bis Mitte Mai 1934 durchgeführt werden konnten.

Der Ortsverband Breslau der NS.-Kultur-gemeinde (bisher Kampfbund für deutſche Kultur und Deutſche Bühne) und die ſtädtiſchen Volksbüchereien beabſichtigen, die „Stunden des Buches“ im kommenden Winterhalbjahr allſonntäglich an vier verſchiedenen Stellen unſerer Stadt zu veran-

ſtalten, um dieſe mit ſo erfreulichem Erfolg begonnene Einrichtung nunmehr weiteren Bevölkerungskreiſen zugänglich zu machen. Die erſte „Stunde des Buches“ am Sonntag, dem 7. Oktober 1934, um 11 Uhr vormittags:

- in der Städtiſchen Veſehalle II, Matthiasſtraße 14
- in der Städtiſchen Veſehalle IV, An den Teichäckern 1
- in der Städtiſchen Veſehalle V, Friedrich-Wilhelm-Straße 101
- in der Städtiſchen Volkſchule, Ofener Straße 56/58

ſteht unter dem Zeichen des

„Erntedankes“.

Die Verbundenheit mit unſerer Heimat Erde und der Dank an die Scholle werden in auſerleſener Pyrik und Proſa von Yulu von Strauß-Corney, Friedrich Griese, Chriſtoph Wieprecht, Conrad Ferdinand Meyer und andere zum Ausdruck kommen. Wertvolle muſikaliſche Darbietungen umrahmen die einzelnen Veranſtaltungen. Der Eintrittspreis beträgt —,20 RM., Mitglieder der NS.-Kultur-gemeinde und erwerbsloſe Volksgenossen zahlen —,10 RM.

„Stunde des Buches“ am Sonntag, dem 14. 10. 34, bringt Schilderungen deutschen Handwerkerlebens unter dem Titel:

„Der Handwerker erzählt.“

Es werden Ausschnitte gelesen aus: Wilhelm Raabe „Der Hungerpater“, Jakob Schaffner, Conrad Dilater, Paul Barsch „Von einem, der auszog“, Hermann Gumbel „Alte Handwerkerchwänke“. Das Programm für Sonntag, den 21. 10. 34, lautet:

„Wir fliegen“

und für Sonntag, den 28. 10. 34,

„Unser Luther“.

Deutscher Volksgenosse, wenn du deinem Sonntag die rechte Feiertagsstimmung geben willst, wenn du teilhaben willst an dem Reichtum deutschen Gedankengutes und unvergänglicher deutscher Dichtung, die deinem Volk den Ehrennamen des Volkes der „Dichter und Denker“ brachten, wenn du das Erwachen deines Volkes und seine wunderbare Wandlung zur Volksgemeinschaft, die die Dichter des neuen Deutschlands in Erzählung und Versen gestalten, erleben willst, wenn du die Schauspieler, die du sonst auf der Bühne siehst oder im Rundfunk hörst, vor dir sehen und zu dir sprechen lassen willst, dann besuche die „Stunden des Buches“.

W a h r.

Der schlesische Rundfunk

Der Reichsschulungskursus der Gau- und Kreisfunkwarte der NSDAP. in Berlin

Intendant Hans Krieger

Wenige Wochen bevor die „Große Deutsche Funkausstellung 1934“ in Berlin ihre Pforten öffnete, erhielt ich von dem Hauptabteilungsleiter V (Rundfunk) der Reichspropagandaleitung der NSDAP., Ministerialrat Horst Dreßler-Andres, den Auftrag, den Reichsschulungskursus der Gau- und Kreisfunkwarte in Berlin zu leiten. Zur Vorbereitung und Organisation stand daher nur sehr wenig Zeit zur Verfügung.

Durch Rundschreiben an sämtliche Gau- und Kreisfunkwarte Deutschlands wurden diese Amtswalter der NSDAP. aufgefordert, an diesem wichtigen Kursus teilzunehmen. Die Unterbringung und die Beköstigung bereitete keine Schwierigkeiten, denn der „Reichsverband Deutscher Rundfunkteilnehmer e. V.“ in Berlin errichtete mit

Unterstützung der Reichswehr hinter dem Ausstellungsgelände am Kaiserdamm eine Zeltstadt. Diese Zeltstadt bestand aus:

34 Zelten, 1 Stabszelt, 1 Sanitätswache, 1 Küchenzelt, 1 Waschküche und 1 Zelt mit Toiletten.

Die Zelte faßten ungefähr je 50 bis 60 Mann.

Für den Kursus waren insgesamt 10 Tage vorgesehen. Um nicht den Kreis der Kurssteilnehmer zu groß werden zu lassen, wurden 2 Kurse zu je 5 Tagen angesetzt. In einer Besprechung der führenden Männer des deutschen Rundfunks wurde der Schulungsplan aufgestellt. Um zu zeigen, wie intensiv und vielseitig die Gau- und Kreisfunkwarte geschult wurden, sei nachstehend die Vortragsliste aufgeführt.

Politische Vorträge:

1. Hauptabteilungsleiter Ministerialrat Horst Dreßler-Andres
2. Reichsfeldleiter Eugen Adamowski
3. Gaufunkwart Schlesien Intendant des Reichsenders Breslau, Hans Krieger
4. Leiter der Pressestelle der Reichsendeleitung J. G. Bachmann
5. Lektor für Sprechkunde bei der Reichsendeleitung Karl Graef
6. Hauptschriftleiter des NS.-Funk Heinz Franke

„Rundfunk und Kultur“

„Der Funkwart als Amtswalter der Partei“

„Der Funkwart als Mitarbeiter des staatlichen Rundfunks“

„Rundfunk und Presse“

„Hörenlernen — Sprechlernen“

„Die nationalsozialistische Funkpresse“

- | | |
|---|---|
| 7. Gaufunkwart Halle / Merseburg Fritz Lindenber g | „Die Bastelarbeiten der Funkverbände und die Rundfunktechnik“ |
| 8. Gaufunkwart Schlesien Intendant des Reichsenders Breslau Hans Riegl er | „Die Verbandsorganisation“ |
| 9. Leiter der Bezirksberatungsstelle beim Reichsender Breslau Dipl.-Ing. Walter W a r z i n e k | „Die Arbeit der Beratungsstellen“ |

Technische Vorträge:

- | | |
|--|-------------------------------|
| 1. Professor am Institut für Fernmeldetechnik der Technischen Hochschule zu Braunschweig Dr. Ing. Pungs | „Ton und Hochfrequenztechnik“ |
| 2. Leiter des Hochfrequenzlaboratoriums der Reichsrundfunkgesellschaft Dr. Nestel | „Die Elektronenröhre“ |
| 3. Leiter der Akustischen Abteilung der Reichsrundfunk-Gesellschaft Dr. von Braunmühl | „Lautsprecheranlagen“ |
| 4. Vorsteher des Instituts für Hochfrequenztechnik bei der Hochschule für angewandte Technik in Rötben Prof. Dr. Wigge | „Gemeinschaftsempfang“ |

Filmvorführungen:

1. „Unsichtbare Brücken“
2. „Rundfunk einst und jetzt“
3. „Der 1. Mai“
4. „Der Rundfunk auf dem Lande“
5. „Vom Mikrofon zum Lautsprecher“
6. „Entstörung von Baden-Baden“
7. „Wo alle hören — darf keiner stören“

Besichtigungen:

1. Große Deutsche Funkausstellung 1934
2. Funkanlagen in Königswusterhausen
3. Funkanlagen des deutschen Kurzwellensenders in Jезfen
4. Das Berliner Funkhaus in der Masurcnallee
5. Der Tegeler Sender
6. Nachrichtenschule der Reichswehr in Jüterbog
7. Druckerei des NS.-Funk.

Die Leitung der technischen Schulung lag in den Händen von Prof. Dr. Ing. Pungs, während die Gesamtleitung und die politische Schulung mir oblag. Die gesamte Schulung umfaßte etwa 650 Gau- und Kreisfunkwarte.

Der Tagesablauf war folgender:

Nach der Morgengymnastik um 7 Uhr, die ½ Stunde dauerte und von 3 Sportlehrern geleitet wurde, wurden die Essenmarken verteilt und das Frühstück aus der Feldküche eingenommen. Von 9 bis 1 Uhr fanden im Vortragsaal der Ausstellung die Vorlesungen und Filmvorführungen statt. Die technischen Sonderbeauftragten (5 aus jedem Gau) wurden in Auto-Omnibussen nach den politischen Schulungsvorträgen zum Heinrich-

Herz-Institut befördert, wo die technischen Schulungsvorträge gehalten wurden. Auch hier wurden die Vorträge durch Filme ergänzt und erläutert. Die Mittagspause dauerte von 1 bis 3 Uhr und der Nachmittag wurde meistens mit den Besichtigungen ausgefüllt. Der Abend stand den Kursusteilnehmern zur freien Verfügung. Sie besuchten sehr oft die Veranstaltungen der einzelnen Reichsender in den beiden großen Ausstellungshallen und erhielten dadurch einen Einblick in die Arbeit einzelner deutscher Reichsender.

Wenn man bedenkt, daß die Funkwarte aus allen Teilen des Reiches zusammenkamen, so muß doch festgestellt werden, daß jeder Kursus eine echt nationalsozialistische Gemeinschaft bildete. Ministerialrat Horst Dreßler-Andreß, Reichsendeleiter Eugen Hadamovsky, der Hauptgeschäftsführer des RDA/DGB., Heinz von Fehrentheil, der kommissarische Intendant des Reichsenders Köln, Hartseil, sowie ich selbst übernachteten im Zeltlager, verrenkten die Körper bei der Gymnastik und zeigten so in der Praxis den Hunderten von Funkwarten die innige Kameradschaft, die Rundfunkführung und Funkwartorganisation verbindet.

Der Höhepunkt war das Erscheinen unseres Reichsministers Dr. Goebbels, der eines Abends ganz unverhofft die Zeltstadt besichtigte, die Front der angetretenen Kursusteilnehmer abschritt und nachher noch gemütlich das Abendessen aus der Feldküche mit den Funkwarten einnahm.

Außer den Gau- und Kreisfunkwarten nahmen an diesem Kursus noch der Intendant

des Reichsenders Königsberg, Generalmajor a. D. Siegfried Haenke, Sendeleiter Ottendorf vom Reichsender Königsberg und Sendeleiter Reginald Busse vom Reichsender Breslau teil.

Der Reichsschulungskursus der Gau- und Kreisfunkwarte Deutschlands hatte die Aufgabe, die Kreisfunkwarte aus allen Gauen zusammenzuführen, damit sie sich untereinander kennenlernen und ihre Erfahrungen bei der Funkwartarbeit austauschen. Weiter sollte dieser Reichsschulungskursus den Funkwarten das für ihre Arbeit so dringend notwendige Wissen vermitteln und das Rüstzeug liefern, das sie in den kommenden Monaten und Jahren als wichtigste Mitarbeiter jedes Propagandaleiters der NSDAP. benötigen. Es ist heute keine Propagandaaktion sowohl der

nationalsozialistischen Bewegung als auch der nationalsozialistischen Staatsführung ohne Rundfunk denkbar.

Der Rundfunk ermöglicht es, das Wort des Führers in die letzte deutsche Hütte zu tragen. Daß dieses Wort auch vom letzten deutschen Volksgenossen gehört und die Sendungen technisch einwandfrei empfangen werden, ist die Aufgabe der nationalsozialistischen Funkwarte. Es darf mit Freude festgestellt werden, daß der Reichsschulungskursus in Berlin dafür gesorgt hat, daß die Größe der Aufgaben und die ungeheure Verantwortung mit aller Eindringlichkeit vor allen Dingen denjenigen vor Augen gehalten wurde, die da glaubten, die Funkwartorganisation in der nationalsozialistischen Bewegung wäre eine überflüssige und unbedeutende Angelegenheit.

Hier spricht Schlesien!

Zwischen Berghang und Halde liegt unsere Heimat!

Zur Veranstaltung des Reichsenders Breslau auf der „Großen Deutschen Funkausstellung 1934“ stellte uns Wolf Ziegler, der von der Reichsfunksendeleitung mit der organisatorischen und künstlerischen Durchführung der „Großen Deutschen Funkausstellung 1934“ beauftragt worden war, folgende Zeilen zur Verfügung:

Und Schlesien sprach! — Die Veranstaltungen der deutschen Reichsender auf der diesjährigen Funkausstellung gaben in ihrer Art etwas Einzigartiges und nur dem Rundfunk Eigentümliches. Die Führer des deutschen Rundfunks haben wiederholt betont, daß der Rundfunk das ganze Leben des Volkes und der Nation zum Ausdruck bringen und zum Erlebnis machen mußte. Weder Theater noch Film können aus solcher Lebens- und Wirklichkeitsnähe heraus das gegenwärtige Geschehen überall nahebringen und wirksam machen. Während der Funkausstellung zeigten also die deutschen Reichsender ihr Arbeitsgebiet und dessen Verwurzelung in Heimat und Landschaft. Die Aufgabe wurde verschieden gelöst. Am besten kamen zum Ausdruck jene Reichsender, die in starkem Maße in einem eigenwichtigen Volksleben stehen. Vier Abende hatten reiche Farben und bunte Bilder zur Verfügung. Die Landschaften der Wasserkante von Hamburg bis Königsberg, die rheinische und schwäbische Landschaft gaben durch die Echtheit und den warmen und

charakterlichen Ton dem jeweiligen Abend ein besonderes und wirksames Gepräge. Diese Abende waren stark.

In einem Falle jedoch „sprach“ die Landschaft. Das war der Abend des Reichsenders Breslau. Es war mit die Absicht der Veranstaltungen auf der diesjährigen Funkausstellung, nicht nur einen Querschnitt oder eine volkstümliche Revue des Vorhandenen zu geben. Es war mit die Absicht, Landschaft und Volk auch in den wirtschaftlichen Voraussetzungen zu zeigen, Landschaft und Volk auch in Fezt und Arbeit zu erleben. Gerade weil uns Arbeit nicht mehr eine „nur ökonomische“ Angelegenheit ist, sondern politischer und kultureller Ausdruck der vielfachen Möglichkeiten dieser Volksstimme, sollten diese Wurzeln zu sehen sein, sollte die Landschaft sprechen. Und Schlesien hat gesprochen.

Der Nachmittag im Funkturmgarten ließ die Besucher an einer „Sunt ei derr Schläfing“ zu Gast sein. Zwei Tatsachen genügen. Als erste: der Funkturmgarten sah nur noch bei einer anderen Veranstaltung soviel Gäste mit solcher Ausdauer zu Gast — das waren außer der schlesischen Erachtenhochzeit, die Veranstaltungen der Reichswehr. Als zweite Tatsache: die Menschenmassen im Funkturmgarten waren wirklich zu Gast! Sie gehörten mit zu der Kaffeetafel und zu den Gratulanten. Die Grenzen zwischen Veranstaltern und Gästen waren kaum festzustellen.

Es ist schon mehrfach aufgefallen und auch in der Presse zum Ausdruck gekommen, daß es gerade dem Reichssender Breslau gelungen ist, im verhältnismäßig kurzen Zeitraum eines Jahres sich eine eigene Tradition und ein eigenes Gesicht zu schaffen. An dem Abend der Schlesiſchen Landschaft hat der Reichssender Breslau mit beinahe genialer Einfachheit die Gestaltung seiner Aufgabe bewältigt und einen verdienten Erfolg errungen. Und dieses ist das Überraschende des Abends gewesen, daß es dem Reichssender Breslau gelungen ist, die Besucher der zwei riesigen Festhallen einige Stunden mit einem ernststen und großen Einblick in die schicksalhaften Lebensgrundlagen dieser Landschaft zu fesseln. Die beiden Festhallen waren bis zum Schluß überfüllt. Für uns ist das Erfreuliche der Beweis, daß man das Volk und moderne Menschen durchaus auch mit ernststen Fragen beschäftigen und sogar zu beifallsfreudigem Mitgehen hinführen kann, wenn nur der Wurf und das Können groß genug ist. Das Wort, daß man Massen nur mit leichter Unterhaltung fesseln kann, ist an diesem Abend in großem Stil widerlegt worden.

Der Abend in den beiden riesigen Festhallen hieß: „Zwischen Berghang und Halde liegt

unsere Heimat!“ Bauer und Bergarbeiter sind die Repräsentanten schlesiſcher Landschaft und schlesiſcher Arbeit. Der erstere fand seine Gestalt im „Spiel vom schlesiſchen Bauern“ (Dichtung von Ernst Schenke, Musik von Carl Szuka), der zweite in dem schlesiſchen Bergmannsſpiel „Glück auf!“ (Dichtung von Leonhard Hora, Musik von Herbert Marx). Man braucht auch hier nur eine Tatsache festzustellen: Beide Spiele haben so tiefen Eindruck gemacht, daß sie demnächst auf Veranlassung des „Amtes Kraft durch Freude“ im Großen Schauspielhaus in Berlin aufgeführt werden.

Es könnte noch manche Einzelheit erwähnt werden. Wichtiger ist ein anderes. An diesem Abend sprach die schlesiſche Landschaft selber in Bildern von tiefem Sinn und eigenwüchsiger Schönheit und sie hat dadurch viele verlockt, diese Landschaft selber und näher kennenzulernen. Es war nur eine kurze und knappe Zusammenfassung von erlebten Tatsachen, wenn der Intendant des Reichssenders Breslau in seiner Ansprache erklärte, daß er den Ehrgeiz habe, den Reichssender Breslau zum ersten und wahren Volkssender Deutschlands zu machen, und auf die Schönheiten Schlesiens hinwies, indem er sagte, daß man diese schöne Provinz auffuchen müßte. Nach einem solchen Abend sucht man sie gerne auf.

Ehrenvolle Auszeichnung

Die Prüfungskommission des Reichsrundfunksprecher-Wettbewerbs hat in ihrer Entscheidung den ersten Preis dem Pressereferenten der S.J., Fritz von Chmielewski, Breslau, zuerkannt.

So ist es der Zusammenarbeit zwischen Rundfunk und Reichsverband deutscher Rundfunkteilnehmer und der energischen Mithilfe der Kreisfunkwarte zu verdanken, daß Schlesien diesen Erfolg für sich buchen konnte. Die Methode, jedem Sprecher des Wettbewerbs einen Film vorzuführen, über den er dem anwesenden Publikum zu berichten hatte, war im Rahmen dieses Wettbewerbes etwas Original-Schlesiſches und hat für Schlesien zum Erfolge geführt.

Ein weiterer ehrenvoller Auftrag für den Reichssender Breslau war die Ausführung eines Teiles der Reportagen von den Veranstaltungen des Reichsparteitages in Nürnberg, an denen der Intendant des Reichssenders Breslau, Pg. Hans Kriegler, in Zusammenarbeit mit Dr. Fritz Wenzel und Fritz von Chmielewski beteiligt war.

Außerdem erhielt Pg. Kriegler von der Reichsſendeleitung den Auftrag, auch die Funkberichte vom „Tag des Deutschen Bauern“ am Sonntag, dem 30. September 1934, auf dem Bückeberg zu übernehmen.

Die Breslauer Funksprecher beim Reichs-Parteitag in Nürnberg

Dr. Fritz Wenzel

Die Sendungen der großen politischen Ereignisse in Deutschland werden von der Reichsfernleitung durchgeführt. Sie setzt den Reichsübertragungsstrupp mit allen modernen Mitteln der Technik ein, weist dem örtlichen Sender seine Aufgaben zu und wählt aus den in Deutschland zur Verfügung stehenden Funksprechern die für die besondere Aufgabe Geeigneten aus. Es gilt deshalb als eine besondere Auszeichnung, wenn ein Funksprecher zu einer Reichsfernleitung befohlen wird; eine Auszeichnung allerdings, die auch ganz besondere Verpflichtungen gegen die Allgemeinheit in sich schließt. — Denn schließlich ist der Erfolg einer solchen Sendung oft von der persönlichen Leistung des Funksprechers abhängig, er kann sie beeinträchtigen oder er kann sie steigern.

Zum Reichsparteitag in Nürnberg wurden drei Sprecher des Reichs senders Breslau zugezogen: der Intendant Hans Kriegler, dann ich als Leiter der Abteilung Zeitfunk, ferner unser Jüngster, der Sieger des Rundfunksprecherwettbewerbs, Fritz von Chmielewski. Der Reichs sender Breslau war damit bei weitem am stärksten in Nürnberg vertreten, sicher ein Zeichen der Anerkennung für seine Arbeit auf dem Gebiete des vorwärtstrebenden Rundfunks. Der Funkhörer kennt wohl die Stimmen seiner heimatischen Funksprecher aus vielen Berichten, und er freut sich, wenn er sie bei großen Ereignissen im Reich wiedererkennt. Denn damit erscheint ihm der Wert seines Sprechers bestätigt. Da bei einem guten Funksprecher immer alles wundervoll glatt geht, ist er geneigt, zu glauben, daß eine solche Berufung eifeln Wonne mit sich bringen müsse, denn immer steht der Sprecher an bevorzugter Stelle, in der Nähe des Führers, oder dort, wo sich die Ereignisse zusammenballen. In Wirklichkeit gehen den Minuten, in denen der Sprecher so leicht und spielend das Ereignis schildert, zumeist Tage und Stunden schwerster Arbeit voraus, deren Druck im Augenblick der Sendung nur durch eine außerordentliche Nervenkonzentration überwunden werden kann. Über viele Widerwärtigkeiten, veranlaßt durch die Tücke des Objekts, kommt man schließlich nur mit einer Art Galgenhumor hinweg.

Da erhielt ich zum Beispiel den ehrenvollen Auftrag, bei der ersten großen Sendung aus dem Nürnberger Rathaus — Empfang des Führers durch den Oberbürgermeister

von Nürnberg — den einleitenden Funkbericht zu sprechen. Der Saal verkörpert ein Stück ruhmvoller deutscher Geschichte. Die deutschen Kaiser haben hier ihre Reichstage eröffnet. Ein Freskogemälde füllt die große Seitenwand aus, der Triumphzug des Kaisers Maximilian, nach dem Entwurf von Albrecht Dürer. An einer Ecke steht der Löwe, der nach dem Abschluß des 30 jährigen Krieges roten und weißen Wein unter das Volk spie. Neben an die Sebaldskirche, das Dürerhaus, das Sachshaus, die Burg. An diesem Tage hatte man aus Aachen die Reichskleinodien herübergebracht, die unmittelbar vor dem Sitz des Führers aufgestellt wurden. Das waren Motive von außerordentlicher Wucht und Schönheit, die es dem Sprecher leicht machten, die Verbindung zu finden zwischen ruhmvoller deutscher Vergangenheit und dem aufbauenden Kulturwillen der Partei. Aber es genügte für mich nicht, mich in diese Schönheiten zu vertiefen, sondern ich mußte auch den äußeren Ablauf der Feier genau durchdenken. Beim Eintreten des Führers sollte von vier Musikern der Reichswehr eine Fanfare geblasen werden. Da die Musiker nun neben unserem Mikrophon standen, sagte ich ihnen, sie dürften nicht anfangen, bevor ich den Satz gesprochen hätte: „Der Führer betritt den Saal.“

An einem Außenfenster stand v. Chmielewski als Horchposten, der mir, während ich sprach, sofort flüsternd melden sollte, wenn der Führer unten im Auto ankam. Unten an der Saaltür stand ein Nürnberger Stadtrat, der winken sollte, sobald der Führer sichtbar wurde. Dann konnte ich, so meinten wir, gerade noch meinen Schlußsatz sprechen, und die Fanfaren durften beginnen. Alles war also bis ins Kleinste überlegt, ich war für jede Zeitdauer des Funkberichtes gerüstet, nur auf die eine nicht, die in Wirklichkeit eintrat: der Führer kam früher als erwartet, das Mikrophon war noch gar nicht eingeschaltet, vergeblich winkte der Stadtrat, die Fanfarenbläser blieben stumm beim Eintreten des Führers, und meine ganze Vorarbeit war umsonst.

Wenn sich solche Zwischenfälle häufen, von denen kein Hörer etwas weiß, dann muß der Funksprecher eiserne Nerven bewahren. Wenn für ihn mehrere solche Ausfälle eintreten, dann hilft ihm nur der Gedanke, daß es ja schließlich nicht um seine Person



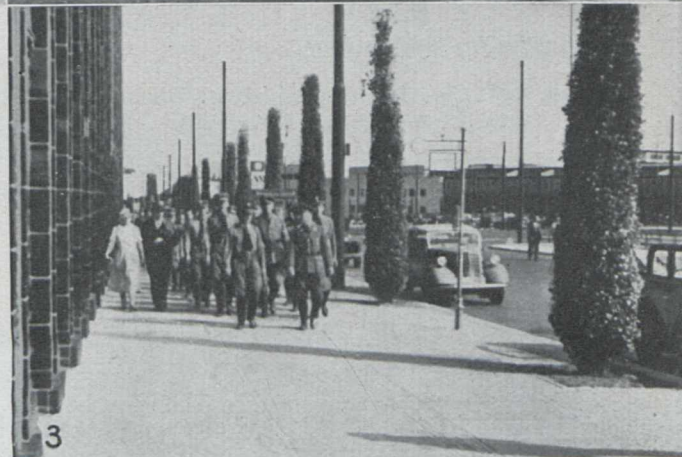
1



2

Der Intendant des Reichssenders Breslau, Hans Kriegler, leitete den Reichsschulungskursus der Gau- und Kreisfunkwarte der NSDAP in Berlin

1. Eingang in die Zeltstadt hinter dem Ausstellungsgelände am Kaiserdamm, Berlin
2. Die Kursusteilnehmer beim „Essenfass“
3. Bestätigung des Berliner Funkhauses



3



4



5

Schlesien auf der großen Funkausstellung in Berlin

4. Das Brautpaar bei der schlafenden Huet im Funkturmgarten
5. Der Huetbitter hält dem Brautpaar eine Prädigt
6. Das „Spiel um den schlesischen Bergmann“ von dem schlesischen Heimatdichter Leonhard Hora. Aufgeführt in einer der riesigen Ausstellungshallen, Berlin

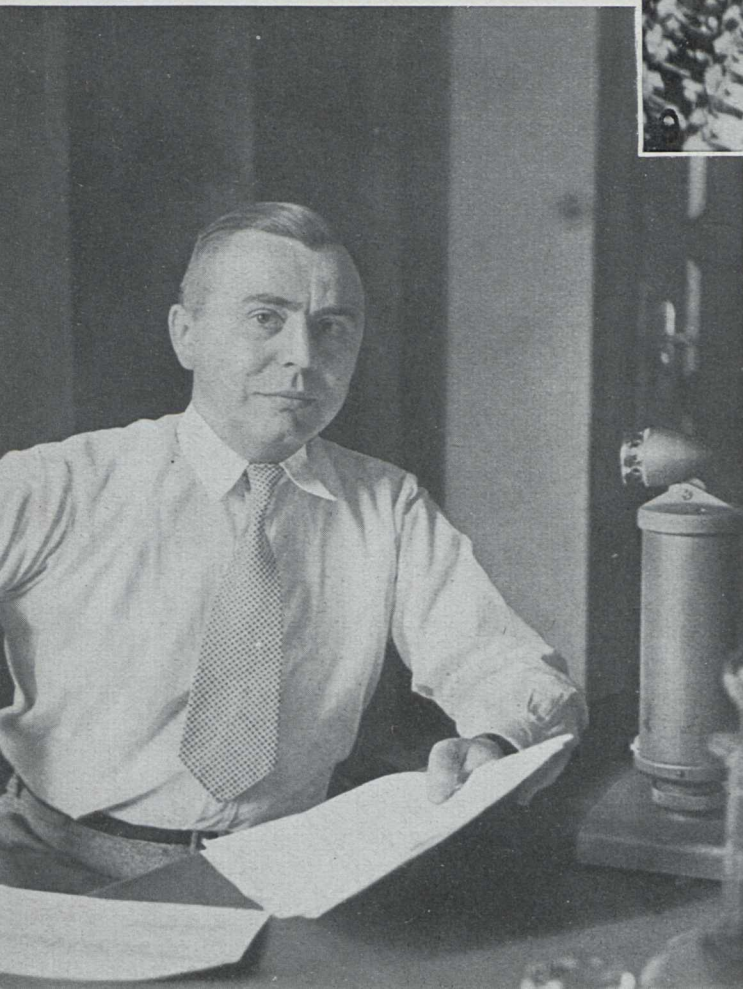
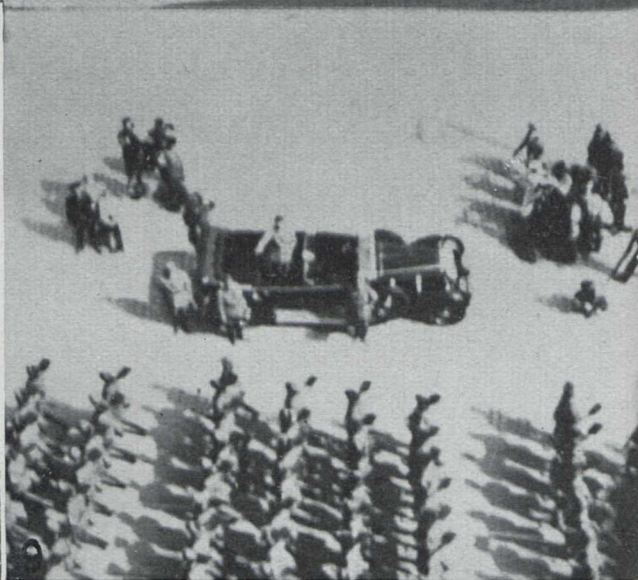
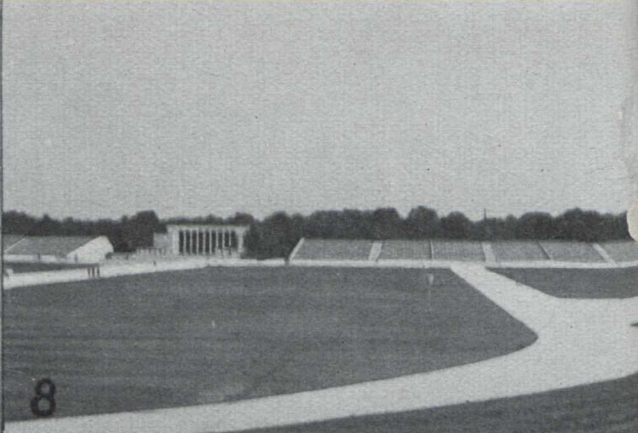


6



Schlesien in Nürnberg

- 7. Besprechung der Reichslenkleitung. Sitzend, ohne Mütze, Reichslenkleiter Hadamovsky
- 8. Das Ehrenmal im Luitpoldhain



- 9. Vorbeimarsch des schlesischen Arbeitsdienstes am Führer

Willi Witkowski

und seine Wirkung, sondern um das Ganze geht, in das er sich einzufügen hat.

Wir Breslauer Sprecher hatten aber trotz einiger Widerwärtigkeiten am Anfang noch genug Gelegenheit zur Befätigung. Intendant Krieglger gab den Funkbericht von der Eröffnung des Parteikongresses und vom Vorbeimarsch des Arbeitsdienstes vor dem Führer. Da erlebten wir, wie ein Schwerekriegsverletzter, mit dem Stock in der Hand schreitend, an der Spitze seines Arbeitsganges heranmarschierte und dem Führer meldete; unser schlesischer Gauarbeitsführer Arndt.

Am vierten Tage gab es eine rein Breslauer Sendung vom Jackelzug der P.O. Ich stand auf einer Holzbrücke, die die Pioniere gebaut hatten, um den Verkehr über die Straße zu ermöglichen, und Intendant Krieglger auf der großen Tribüne am Bahnhof, gegenüber dem Auto des Führers. Wir hörten uns gegenseitig durch Kopfhörer, und es war mir eine große Freude, daß bald zwischen uns ein wirkliches Zusammenspiel entstand, obwohl wir uns nur ganz knapp über die Rollenverteilung verständigt hatten. Das Ereignis selbst trug uns weiter, die Stimmung, das nächtliche Nürnberg, der wogende Jackelzug und die Begeisterung der Massen. Intendant Krieglger schuf eine große funkische Leistung, denn er wuchs über die Schilderung des Ereignisses hinaus zum Deuter des inneren Sinnes.

Noch einmal gab es einen Zwischenfall beim Funkbericht vom großen Feuerwerk am Sonnabend. Diesmal waren sogar alle drei Breslauer zusammen eingesetzt, und Intendant Krieglger hatte die Leitung. Es war ein Feuerwerk von phantastischen Ausmaßen, vier Fronten waren aufgebaut, die gleichzeitig losdonnern, die gleichzeitig Leuchtraketen und Leuchtfontänen loslassen sollten. Nachdem Intendant Krieglger mit Reporter-

fixigkeit Dr. Ley und Kultusminister Rust auf der Tribüne entdeckt und vors Mikrofon gebracht hatte, sollte ich das Feuerwerk schildern. Ein furchtbares Getöse brach los, ein Feuerwerk von nie gesehener Schönheit begann, aber leider waren die vier Fronten sofort durcheinandergelassen und es donnerte ohne Pause, außerdem ließen unter mir SA.-Männer dauernd Kanonenschläge los. Nach einer Stunde meldete das Funkhaus, daß meine Platten sämtlich unverwendbar seien, wegen des unmöglichen Lärms. Man war ganz verzweifelt und wollte die ganze Sendung ablagern, aber da erschien im Funkhaus als rettender Engel v. Schmielewski, den wir mit dem Übertragungswagen an den Duzendteich beordert hatten, mit einigen guten Aufnahmen, die nicht durch Kanonenschläge zerstört waren, und die Sendung war in letzter Minute gerettet.

Intendant Krieglger wirkte ferner mit bei der Sendung: „Dein Rundfunk bei der Arbeit“ und bei dem SA.- und SS.-Appell im Quitpoldhain. Ich selbst wurde, neben einigen kleineren Sendungen, zum Bericht über den SA.-Vorbeimarsch am Sonntag herangezogen. Und schließlich hatten wir noch die Genugtuung, daß wir am Tage der Reichswehr den Zapfenstreich und die Reichswehrübungen schildern durften, zwei Ereignisse von außerordentlicher funkischer Wirkung.

Wir haben in diesen für uns oft schweren Nürnberger Tagen versucht, unseren Mann zu stehen und unser Bestes zu geben. Je ferner aber die Tage von Nürnberg rücken, um so mehr verblaßt das rein persönliche Wirken, und das große Erlebnis dieser Tage tritt in den Vordergrund: das Erlebnis einer Rundgebung ohnegleichen und das leuchtende Bild eines deutschen Menschen, der unser aller Begeisterung, unser Vertrauen und unsere Liebe immer wieder neu entzündet.

Zehn Jahre Rundfunkansager - Ein Stück Zeitgeschichte

Das einzigartige Dienst-Jubiläum des Breslauer Ansagers Willi Witkoski

Es ist tatsächlich so: Willi Witkoski, dessen Stimme wir tagtäglich hören, ist am 1. Oktober 1924 in die damalige Schlesiische Funkstunde, Aktiengesellschaft, eingetreten. Sicherlich ist er einer der ganz wenigen Ansager Deutschlands (am Ende gar der einzige), die auf eine so lange ununterbrochene Dienstzeit zurückblicken können.

Denn die Schlesiische Funkstunde ist Ende Mai 1924 gegründet worden, er kam also schon nach viermonatigem Bestehen auf seinen Posten, den er noch heute bekleidet. Zehn Jahre miterlebter, auf weniger „repräsentativem“ als still verantwortungsvollem Posten mitgestalteter Rundfunk — das ist schlecht hin ein Stück Zeitgeschichte! Denn

viele sind gekommen, viele sind gegangen. Wer aber allen Gewalten zum Trost sich erhält, wer auch schwere Sturmfluten meistert, das ist ein guter Steuermann! Und das muß ein tüchtiger Ansager ja in erster Linie sein. Denn er steuert jede Sendung im wahrsten Sinne des Worts. Ob er einen Vortrag ansagt, mithört und absagt, ein Konzert startet und bis zum Ziel geleitet oder auch nur Nachrichten durchgibt.

„Nur“ Nachrichten? Damit hat es eine eigene Bewandnis! Um das Wesen und die Entwicklung des Ansagerberufs zu erkennen, bedarf es einer Auffrischung (oder für die „jungen“ Rundfunkteilnehmer) einer knappen Aufzählung funktgeschichtlich bedeutungsvoller Erinnerungen. Wie war es denn im Jahre 1924 mit dem Wunderbaby Rundfunk? Zunächst war jeder einmal froh, wenn er überhaupt etwas hörte. Die Sprungfedermatratze als Empfangsantenne war die Sensation und das gewaltige Erlebnis und nicht der Faustnolog oder das Hexenlied, mit dem sich manch berühmter Rezitator im Senderaum und im Schweiß seines Angesichts abquälte. Die Tatsache des Hören-Könnens stellte alle Ansprüche an den Inhalt der Sendung in den Schatten, und die beiden älteren Frauen, die im Sommer 1924 häufig auf einer Bank des heutigen Breslauer Hindenburgplatzes mit Kopfhörern saßen, wobei sie ihre Stricknadeln als Antenne zum Empfang des damals nur 150 Meter von diesem Platz entfernten Senders benutzten, wollten bestimmt nicht so sehr „Rundfunk hören“ als vielmehr ihren Einfallsreichtum von den Vorübergehenden bestaunen lassen.

Dieser Zustand herrschte noch durchaus vor, als Witkoski am 1. Oktober, vor zehn Jahren, seinen Dienst antrat. Das Radio, wie es damals ausschließlich genannt wurde, galt mehr als Kinderspielzeug denn als Angelegenheit für Erwachsene. Die einzigen Ausnahmen bildeten Zeitanzeige und Wetterbericht, zu denen dann die Pressenachrichten kamen. Hier setzte die wichtigste Funktion des Rundfunks ein, die in ihrer vollen Tragweite erst 1933 erkannt und in die Praxis übertragen wurde. Ein sehr bedeutsames, allerdings örtlich begrenztes Ereignis öffnete allen, die sehen wollten, schon damals — Anfang November 1924 — die Augen über die enorme Bedeutung und die seinerzeit geradezu uferlos scheinenden Entwicklungsmöglichkeiten des Rundfunks: ein Buchdruckerstreik in Breslau. Anfang November, Beginn der großen Ausverkäufe, eine Großstadt ohne örtliche Tageszeitungen! Die Flugblattherstellung gleichfalls erschwert. Was tun? Es gibt ja einen Rundfunk! Selten sind so viele Reklamedurchgänger er-

folgt wie damals, und aus manchem Saulus wurde ein Paulus, wenn die geliebte Abendzeitung ausblieb und der Verächter des „Kinderspielzeugs“ heimlich ins Kinderzimmer schlich und die Kopfhörer anlegte, um die abendlichen Pressemeldungen zu hören.

Gerade in jenen bewegten Tagen hat auch Willi Witkoski seine Feuertaufe als Funkansager bestanden, und wie er sie bestanden hatte, das lehrten Zuschriften aus aller Herren Ländern, die seine sonore, ruhige Stimme als eine der besten, vielfach sogar als die beste von allen Ansagern Europas bezeichneten. Die leicht nasale Färbung des Organs verleibt dem gesprochenen Wort eine wohlige Wölbung, die sich der häuslichen Behaglichkeit des Rundfunkhörers ebenso vorzüglich anpaßt wie sie in dem auf Sachlichkeit eingestellten Hörer Spannungen spielend löst.

Die weitere Entwicklung des Rundfunks zeigte jene Erscheinungen, die wir am besten als inflationistisch charakterisieren und die dann auch zwangsläufig in die bekannte Atmosphäre der Korruption und Verschwendungsucht einmündeten.

Die Hörerzahlen wuchsen laminenartig an, die Geldkassen plähten vor Überfluß, das Tagesprogramm mußte ständig erweitert werden. Die Technik aber hielt mit dieser rapiden Ausdehnung, besonders was Empfangsgeräte- und Übertragungsanlagen betraf, nicht gleichen Schritt. Noch immer verkaufte ein wenig verantwortungsbewußter Funkhandel minderwertigste Ladehüter von Detektorapparaten (im Fach-Jargon bezeichnenderweise „Plappermäulchen“ genannt!) zu phantastisch hohen Preisen an ahnungslose Interessenten. Demgegenüber bemühten sich die Sendegesellschaften durch oft planlose, nur mit Starnamen prozende Programme einen Ausgleich zu schaffen, und im Verlaufe dieser Entwicklung wurden Persönlichkeiten an die Oberfläche gewirbelt, die besser niemals aufgetaucht wären, die aber mit der ihnen eigenen Ellenbogenkraft und Anmaßung jene stillen bescheidenen Diener am Werk zu verdrängen verstanden: die Ansager. Zwar war zum Glück die Überheblichkeit jener Konjunkturritter über diese Pioniere des Rundfunks, die dem später gern als „Kulturfaktor“ ausposaunten technischen Wunderkind die ersten Freunde und Förderer erworben und erhalten hatten, zu groß, als daß sie selbst die „niedrigen“ Arbeiten verrichtet hätten. So blieben die Ansager zwar im Dienst, aber sie wurden auf ihre Stenographentätigkeit, die Ansagen von Zeit, Wetter und Presse sowie die Abwicklung des Tagesprogramms beschränkt. Wo

es Vorbeeren zu holen gab, traten die Po-
seure auf den Plan.

Die Annahme wäre abwegig, daß dieser
Dienst etwa eine Art Erholungsurlaub be-
deutet hätte. Im Gegenteil: jeden Vortrag
an- und abfragen und zwischendurch an Hand
des Manuskriptes mithören, daß der Vor-
tragende keine Abweichungen vom zensierten
Text begeht, im ersten Stock Telegramme
aufnehmen, mit affenartiger Geschwindigkeit
in den Ansageraum des Erdgeschosses flitzen
und hier mit richtiger Betonung Nach-
richten lesen, die unter Umständen der An-
sager selbst noch nicht einmal hat überflogen
können, das erheischt Konzentration, In-
stinkt und natürlich die überall wichtige
praktische Erfahrung, die gleichwohl bei
der steten Neuartigkeit des Stoffes niemals
zur kalten Routine erstarren darf.

Trotzdem war der Ansager nach außen hin
in die hintere Linie gedrängt worden. Das
lag nicht allein an der Überheblichkeit der
Emporkömmlinge, sondern auch an der Ge-
staltung des damaligen Nachrichtendienstes,
der sich gern mit den verlogenen Bezeich-
nungen „neutral“ und „unpolitisch“ vergeb-
lich zu tarnen trachtete und nur eines voll-
inhaltlich war: stupide und langweilig.

Die nationalsozialistische Revolution hat
auch dem Ansager wieder zu seinem selbst-

verständlichen Recht als durchaus wichtige
und ebenbürtige Persönlichkeit im Rahmen
der Arbeitsgemeinschaft eines Sendehauses
verholfen. Heute lauern Millionen von
Volksgenossen auf die neuesten Pressemel-
dungen des Drahtlosen Dienstes, während
sie ehemals abschalteten. Der Ansager hat
wieder Relief bekommen! Denn die heutigen
Nachrichten sind spannend und interessant,
sie sind vor allem absolut politisch. Bewußt
und absichtsvoll: „Die Politik braucht den
Rundfunk, der Rundfunk braucht die
Politik“, hat Dr. Goebbels vor mehr als
Jahresfrist gesagt. Die Tatsachen haben
das längst bestätigt.

Und Reichsendeleiter Sadamovsky formu-
liert: „Wenn der Rundfunk heute nur
Musik oder nur Nachrichten brächte,
würden wir keine wesentliche Einbuße an
Hörern erleiden.“

Der Nachrichtendienst allein wäre dem
deutschen Volksgenossen heute zwei Mark
im Monat wert. Das rückt aber notwendig
auch den Dienst des Ansagers wieder stärker
in den Vordergrund der Wertung. Er ist
vollwertiges Glied in der großen Funk-
Familie geworden.

Die traurige Mär vom „kleinen Ansager
ohne Bedeutung“ ist für immer begraben!
Herbert Urban.

Das Winterprogramm des Reichsenders Breslau 1934/35

Der Intendant des Reichsenders Breslau,
Hans Kriegler, hat sich mit seinen Abtei-
lungsleitern zusammengesetzt, um das Winter-
programm 1934/35 auszuarbeiten. Es darf
nicht verwundern, daß die großen Rich-
tlinien für ein kommendes Winterprogramm
schon zu Beginn des Herbstes, das heißt
also, auf weite Sicht, festgelegt werden —
verantwortungsbewußte und intensive Ar-
beitsauffassung verlangen das. Es wird
niemand den Vorwurf machen können, daß
ein solches Winterprogramm, viel zu früh
festgelegt, starr bleiben müßte. Keine Angst,
der Rundfunk ist von Natur aus ein solch
sensibles Gebilde und ein solch „gefühlvolles“
Instrument, daß er jede, auch die leichteste
Veränderung im politischen oder kulturellen
Leben mitmachen muß. Derartig aktuelle
Verschiebungen zeigen zwar jeweilig das
neue Gesicht der Gegenwart, lassen aber
immerhin zu, daß die gesunde Tradition un-
belehrt fortgeführt werden kann.

Funkische Tradition — das bedeutet für das
Winterprogramm des Reichsenders Bres-
lau eine immer klarere und bewußtere Fort-
setzung des Gedankens vom Volkstum.
Wie ein roter Faden wird sich auch im
Winter 1934/35 durch das Programm die

Aufklärungsarbeit hindurchziehen, die dem
deutschen Arbeiter immer mehr zu seinem
Lebensrecht verhilft und dem deutschen
Bauern seine wesentliche Bedeutung im
Volkleben zuerteilt.

Daß gerade der Reichsender Breslau in
vorderster Linie und mit neuen funktischen
Formen diese Arbeit erfolgreich begonnen
hat, beweist die ehrenvolle Anerkennung,
die die oberste Führung des deutschen Rund-
funks, das Reichsministerium für Volks-
aufklärung und Propaganda durch seinen
Hauptabteilungsleiter Rundfunk, dem Mi-
nisterialrat Pg. Horst Dreßler-Andres, dem
schlesischen Sender ausgesprochen hat.

Der schlesische Rundfunk ist in
seiner Arbeit den anderen
Reichsendern um fünf Jahre
voraus.

Und was sagen die Hörer dazu? Wie ver-
hält sich das Volk zu dieser Arbeit?
Im Monat August ist die Hörerzahl des
Reichsenders Breslau um 6800 Teil-
nehmer gestiegen. Man überlege, was das
heißt, wenn man berücksichtigt, daß der
August Ferien- und Reisezeit ist und die
Statistik den einwandfreien Nachweis er-

gibt, daß seit Bestehen des Rundfunks überhaupt in dieser Jahreszeit niemals die Hörerzahlen sich vergrößert, sondern immer vermindert haben, bestenfalls aber nur die gleichen geblieben sind. Es gibt für diese einzigartige Tatsache eben nur die Erklärung, daß der schlesische Rundfunk durch seine wahrhaft volkstümliche Arbeit die Herzen seiner Hörer erobert und durch seine großen Veranstaltungen auf der Funkausstellung in Berlin (24. August 1934) der Idee des deutschen Volkes und dem Wesen schlesischen Volkstums hundertprozentig Rechnung getragen hat.

Neben dieser speziellen Tatsache besteht aber noch der allgemein gültige Grund, daß die Rundfunkhörer gerade durch die letzten politischen Ereignisse in Deutschland (Affäre Ernst Röhm, Tod des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, Volksabstimmung am 19. 8. 34, Reichsparteitag 4. bis 10. 9. 34) zu der Erkenntnis gekommen sind: Ohne Rundfunk kann man heute nicht mehr leben. Rundfunk hören ist lebendige Teilnahme an der Zeitgeschichte. Bei solchen Voraussetzungen ist es also Pflicht des schlesischen Senders, sein großes volkstümliches Winterprogramm 1934/35 entsprechende Zeit vorher in den Richtlinien, sozusagen auf weite Sicht, festzulegen.

Steigende Hörerzahl verpflichtet. Man sieht heute, daß die Bestrebungen des jetzigen Intendanten Hans Kriegler — Ziele, die er schon im Frühjahr 1933 bei seinem Dienstantritt als Sendeleiter der schlesischen Funkstunde sich gesetzt hatte — im Laufe dieser Wochen erreicht worden sind oder gerade erreicht werden.

Im Breslauer Funkhause gehen zur Zeit große bauliche Veränderungen vor. Ein neuer Hörspielsaal nach englischem Muster wird gebaut und damit in Deutschland der erste Versuch gemacht, eine ganz neuartige Konstruktion, die sich drüben in England bestens bewährt hat, in Schlesien auszuprobieren.

Ab Mitte November sendet Breslau mit 100 Kilowatt. Danach wird es keinen Hörer in Schlesien mehr geben, dem nicht einwandfreier Empfang seines Bezirks senders garantiert ist. Seit dem 1. August 1934 ist das Funkorchester auf 46 Mann verstärkt. Man hat zu diesem Zwecke die besten jungen Künstler aus dem ganzen Reich ausgewählt, um gerade im Grenzland Schlesien einen künstlerisch hochwertigen Klangkörper zu schaffen, der jede Konkurrenz — gegen Warschau und Prag anzutreten, ist wahrlich ein Kunststück — aushält.

Was bringt das Winterprogramm des schlesischen Rundfunks 1934/35?

Die in Breslau bereits über ein Jahr lang konsequent durchgeführte funktische Volkstumsarbeit wird fortgesetzt durch die Pflege und durch intensiveren Ausbau der großen Sendereihen:

„Schlesische Jugend singt und spielt“

„Offenes Singen“

„Öffentliche Volkstanzstunde“

Dazu gehören auch Reihen von Hörberichten:

„Schlesische Originale“

„Schlesische Kirchen erzählen“

Dazu gehören auch kleinere und größere Spiele in schlesischer Mundart, die im Sinne von Ernst Schenke's

„Nuxt ei derr Hilbichmühle“

das Wesen und das tiefe Gemüt des schlesischen Menschen ernst und heiter offenbaren. Der Reichsender Breslau, gerade in seiner Eigenschaft als Grenzlandsender im Südosten Europas, ist sich weiterhin seiner Bedeutung für die auslandsdeutschen Brüder bewußt. Er beginnt schon zum Ende des Herbstes mit großen Abendveranstaltungen, die laut Programm zu bestimmten und günstigen Terminen gesendet werden, unter dem Titel:

„Hier spricht . . .“

(z. B. Siebenbürgen, Banat, Zips und Gutschin, Gottschee und andere),

„Deutsche im Ausland, hört zu!“

Diese außenpolitische Arbeit ist nicht dazu bestimmt, Greuel zu propagieren und politische Märchen in die Welt zu setzen. Der schlesische Grenzlandsender wird im Gegenteil zur politischen Verständigung beitragen. Er bringt eine Reihe von Vorträgen über das bedeutsame Thema:

„Polen und Deutschland“.

Um die Ausführung dieses Themas werden sich erste Fachleute bemühen, die die Gewähr dafür bieten, nur der Wahrheit und der Verständigung dienen zu wollen. Dem fremden Volkstum sein Recht!

Einen wesentlichen Bestandteil des Programms bilden die beiden Sendereihen:

„Arbeiter hört zu“ und „Bauer hör zu“.

Die Reihe: „Arbeiter hört zu“ bringt Sendungen wie:

„Von der Schönheit der Arbeit“

„Der Rumpel steht gerade“

„Berühmte Arbeiterlöhne“

„Der Arbeiter, den wir meinen“ u. a.

Aktuelle Fragen, die dem deutschen Arbeiter als Mann wie als Frau auf der Seele brennen und deren Erfüllung er nur durch den Nationalsozialismus erwarten kann, werden in volkstümlicher, aber kräftiger Sprache und in Formen, die dem wirklichen Leben entsprechen, dargestellt. Der einfache, schlichte Mann steht gerade und hält die Treue dem,

der für seine Anerkennung als gleichberechtigtes Glied in der Volksgemeinschaft kämpft. In bescheidenen Verhältnissen anständig leben und seine Pflicht zu tun, ohne zu nörgeln und zu meckern — das ist das Wesen des deutschen Arbeiters, und diese Erkenntnis will jede Sendung vermitteln.

Auch einzelne Veranstaltungen wie:

- „Aus dem Alltag des Arbeiters“
- „Schlesische Handwerkersprache“
- „Beim Arbeitsdienst“

gehen in dieser Richtung mit.

Den Bauern als den Ernährer des Volkes und den Hüter der deutschen Scholle zeigen die Sendungen unter dem Titel „Bauer hör zu“:

- „Wenns draußen watert und schneit“
- „Hat der Bauer s' Geld, hat's die ganze Welt“.

Der dritte Typus in dieser Reihe ist der Soldat. Die Sendefolge „Stunde des Soldaten“ wird unter neuen Gesichtspunkten weitergeführt:

- „Als Soldat in den Kolonien“
- „Austiges Soldatenleben“.

Zum Wort und zur Sprache des deutschen Menschen gehört notwendigerweise deutsche Volksmusik und vor allem das deutsche Volkslied.

Das deutsche Volkslied um 1530 wird in einer Sendung „Der güldene Schrein“, sowie in einem Triptychon deutscher Volkslieder unter dem Titel:

„Es kumpt ein Schiff geladen“,
ferner in einer Veranstaltung:

- „Wilhelm von Zuccalmaglio und das Volkslied“

gestaltet werden.

In unserer Gegenwart, die das Recht der Jugend fördert und die in der deutschen Revolution vom 30. Januar 1933 der jungen Generation zum Siege verholfen hat, werden unsere Väter und Mütter nicht vergessen.

Der schlesische Rundfunk bringt zum ersten Male eine Sendereihe:

- „Stunde der Alten“ u. a.
- „Als der Großvater die Großmutter nahm“
- „Alte Künstler erzählen“.

Um nationalsozialistisches Gedankengut an alle Volksgenossen heranzutragen und der Formung des deutschen Menschen im Sinne unserer Weltanschauung zu dienen, sind Sendungen vorgesehen, die in schlichter und unaufdringlicher Form Szenen aus dem täglichen Leben und aus der großen Geschichte bringen, in denen das Leben und die Ge-

schichte notwendigerweise die Richtigkeit unserer Weltanschauung beweist.

Kurzhörspiele unter dem Sammeltitlel:

- „Das ist wahrer Nationalsozialismus“.

Sendereien:

- „Völkische Volkwerke in Schlesien“
- „Erneuerung völkischer Sprache in Schlesien“.

Einzelsendungen:

- „Freischar fürs Vaterland“
- „Ordnung muß sein“.

Wissen, Belehrung, allgemeine Bildung kann man in einer Form bieten, die auch der einfachste Volksgenosse zu verstehen vermag und die ihm wissenswerte Tatsachen in unterhaltsamer fesselnder Art und Weise vermittelt.

Dieser Belehrung dienen Sendungen:

- „Soldaten der Wissenschaft“
- „Euther im Drama“.

Vor allen Dingen die bereits vor einiger Zeit mit großem Interesse und Begeisterung aufgenommene Sendereihe:

- „Funktexpedition“.

Im Winter fahren wir nach Chinesisch-Turkestan, Bombay, Südsee, mit Columbus nach Amerika, nach dem Monde, und schließlich sogar ins Geisterreich und ins Traumland. Auch auf dem Gebiete der reinen hohen Kunst wird der Reichsfender Breslau in vorbildlicher Weise arbeiten. Klassische Dramen und Komödien, alte Singspiele, vergessene Werke und vergessene Meister werden eigens für den Funk und zu leichterem Verständnis der Hörer bearbeitet:

- „Weihnachts-Oratorium von Johann Sebastian Bach“
- „Ein Oratorium von Händel“
- „Beethoven-Klavierkonzerte“ (Professor Dr. Dohrn)
- „Orgel-Kompositionen von Bach“ (gespielt von berühmten Organisten der Gegenwart).

Ganz besondere Pflege soll unserem schlesischen Komponisten Richard Wetz zuteil werden.

Hans Pfitzner, der größte deutsche Komponist, wird durch den schlesischen Rundfunk zu den Ehren kommen, die man ihm vor dem 30. Januar 1933 nicht zuteil werden ließ.

Eine große Sendereihe:

- „Das Volkslied im Wandel der Jahrhunderte“

wird eine lebendige Geschichte der deutschen Volksmusik und des deutschen Volksliedes bringen.

Soweit man von dem Winterprogramm des Reichs senders Breslau bis jetzt Kenntnis genommen hat, wird man erkennen, daß es dem Funk gegeben ist, im Tempo dieser Zeit und im scharfen Arbeits-Rhythmus des jungen Deutschen Reiches für seine Hörer auf sämtlichen Gebieten der Politik und der Kultur zu arbeiten.

Es gibt für den Rundfunk keine technischen Hindernisse. Er hat aus diesem Grunde die Pflicht, allen öffentlichen Instituten und kulturellen Unternehmungen voranzugehen und die neue Richtung zu weisen. Der Reichs sender Breslau ist deshalb mit den jungen Dichtern und Schriftstellern der neuen Generation in Verbindung getreten, hat Aufträge erteilt, die für das neue Drama und das neue Hörspiel moderne Wege aufzeigen sollen.

Geplante Uraufführungen:

- „Golgatha“ von Heinz Bierkowski
- „Kohlmann U II b“ von Josef Buchhorn
- „Die Schaffsur“ von Friedrich Griesse
- „Herr Baron fährt ein“ von Heinz Steguweit
- „Die toten Schiffe“ von Martin Raschke
- „Kopernikus“ von Schäferdiek.

Musikalische Ursendungen:

- „Carl-Hauptmann-Kantate“ von Hermann Buchal
- „Goethe-Kantate“ von Gerhard Strecke.

Der Reichs sender wird auch darin seiner Tradition treu bleiben, von Zeit zu Zeit seine Senderäume, seinen Saal und sein Haus zu verlassen und mit öffentlichen Veranstaltungen nach und nach in sämtliche Teile seiner Heimatprovinz zu gehen. Die Sendereihe:

„Wir fahren ins Land“

wird ihn in sämtliche Kreisstädte Schlesiens führen.

Leicht und unbeschwert soll dieses Unterhaltungsprogramm des Winters 1934/35 gestaltet werden. Die Unterhaltung muß den größten Anteil am Gesamtprogramm haben. Der neue Weg, der in diesen Wochen in den großen volkstümlichen, bunten Abenden, wie er etwa in der Veranstaltung „Sonniger Süden“ gezeigt wurde, wird noch intensiver fortgesetzt.

- „Ungarischer Abend“
- „Russischer Abend“
- „Spanischer Abend“
- „Polnischer Abend“
- „Ein Abend auf dem Balkan“

zeigen, unter Ablehnung jeglichen Kitsches, fremdes Volksgut in Form abwechslungsreicher Wort- und Musikfolge.

Die Hörer selbst werden zur Ausgestaltung des von ihnen so lebhaft begrüßten Unterhaltungsprogramms zu tätiger Mitarbeit

herangezogen. Von Zeit zu Zeit werden die Hörer durch Aufrufe in der Zeitung und Durchsagen aufgefordert, zu bestimmten heiteren Themen in ihrer Art Stellung zu nehmen. Diese Zuschriften werden von den zuständigen Referenten des Reichs senders zu einer amüsanten Abendveranstaltung verarbeitet. Ein Wunschkonzert bildet den akustischen Rahmen zu der neuen Sendereihe:

„Die Hörer senden“.

Bleiben noch zu erwähnen eine Reihe lustiger Hörspiele und funkisch hergerichteter Komödien wie:

- „Tausend Jahre Klink“ von Peter Steinbach
- „Demokratie“ von Ernst Johannsen
- „Der Revisor“ von Gogol — Paqué
- „Klatsch“ von Hans Weißbach
- „Potsje an Bord“ von Ferdinand Oesau
- „Krach um Jolanthe“ von August Hinrichs
- „Die Pfingstorgel“ von Alois Johannes Pipil.

Große Funkberichte werden das aktuelle Leben Schlesiens und des deutschen Ostens begleiten:

- „Schlesische Winter sportplätze“
- „Winter sportfest des deutschen Ostens“
- „O.-S. am Werk“
- „Eine Großstadt hat Hunger“
- „Eine Jugendherberge entsteht in Schlesien“
- „Die Oder im Winter“
- „Schlesisches Glas“
- „Schlesische Städtebilder“.

Und zum Schluß richtet der Reichs sender Breslau an alle seine Hörer die geheimnisvolle Frage:

- „Haben Sie schon gewußt, daß ...“

Unter einer solchen Überschrift werden alle acht Tage Kurzberichte von fünf Minuten gesprochen, die innerhalb eines Konzertes auftauchen und interessante Kleinigkeiten (die aber von großer Bedeutung sein können) aus dem Leben der Wissenschaft, Forschung, Erfindung, der Entdeckung, der Wirtschaft, der Kunst, der Groß- und Kleinstadt, der Gegenwart und Vergangenheit bringen. Ganz besonders sollen auch interessante Erlebnisse des Alltags erwähnt werden.

Dies ist in großen Zügen und in den wichtigsten Momenten das Winterprogramm des Reichs senders Breslau 1934/35.

Alle Mitarbeiter dieses Institutes werden in energischer Kleinarbeit helfen und mit allen Kräften bemüht sein, dieses Programm zur Zufriedenheit der schlesischen Rundfunkhörer durchzuführen. Dr. Alfred Mai.

Schrifttum · Buchbesprechung

Der Hakenkreuzbote. Ein Kalender für das Jahr 1935. Verlag: Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Mit vielen Aufsätzen und zum Teil recht ansprechenden Bildern hat der Intendant des Deutschlandsenders Goetz Otto Stoffregen einen Kalender für das Jahr 1935 herausgegeben. Über das übliche kalendermäßige Beiwerk hinaus sind die Ausführungen bekannter Namen, die vornehmlich der Berliner Geisteswelt entstammen, beachtenswert. Trotzdem fehlt dem Kalender eine gewisse Volkstümlichkeit, und der Name Hakenkreuzbote kann für den gebotenen Inhalt irreführen. Man vermutet grundlegende allgemeine Aufsätze über weltanschauliche, politische, wirtschaftliche und kulturelle Belange des Nationalsozialismus. Der Kalender könnte, viel, viel mehr von getaner und noch zu leistender Arbeit sprechen und anfeuernd wirken. Dafür bekommt man aber nur allgemeine, in jeder Tageszeitung sich wiederholende Ausführungen zu lesen. Wirklich wertvoll sind eigentlich nur die Aufsätze über „Die neue deutsche Gesetzgebung“, „Volk und Bauer“ und der von Walter Schuhmann über „Der deutsche Arbeiter und der 1. Mai.“ Beiträge, wie der über die praktische Rassenhygiene, hätte seiner Bedeutung nach inhaltlich erweitert werden müssen, während der von Professor Herman Wirth gebachte, mit der völlig unsinnigen urnordischen Jahreseinteilung, besser ganz weggeblieben wäre. Zumal H. Wirth von dem Amt für geistige Schulung der NSDAP. vollkommen abgelehnt wird. Die Ausführungen über neue Lieder enthalten wieder nur Berliner Namen. Es gibt aber im Reich noch mehr, die unbedingt Beachtung verdient hätten. Wir als Schlesier nennen hier nur den Gebietsführer Werner Altendorff, dessen Lieder ebenfalls in allen Gauen gesungen werden. Bedauerlich bleibt weiter, daß der Kalender jegliche Einstellung zum übrigen Reich und zu den Belangen einzelner schaffender Kreise (Bauern, Arbeiter, Handwerker) vermissen läßt, denn nur dann kann man von einem „Volkskalender“ sprechen, der jedem etwas zu sagen hat und jedem etwas zu bieten weiß. Vielleicht liegt dieser Mangel in dem nur örtlich ausgefuchten Mitarbeiterkreis begründet. Wenn auch der Kalender das von dem Herausgeber angeführte Handbuch eines jeden Deutschen noch nicht darstellt, so ist er doch lesenswert.

R. S.

Deutsche Jugend. 30 Jahre Geschichte einer Bewegung. Herausgegeben von Will Vesper. Holle & Co.-Verlag S. m. b. H., Berlin. Leinen 5,50 RM.

Es ist immer Merkmal einer gefundenen Jugend, daß sie gegen das „Fertige“ ankämpft und neue Werte erstrebt. Bewegung, Stürmen und Drängen muß sie kennzeichnen, wenn ihre Eigenart beredten Ausdruck findet. Man darf darum die Überschrift des Buches nicht dahin deuten, daß über die deutsche Jugend schlechthin etwas Abschließendes gesagt werden soll. Das Werk bietet nur eine Rückschau auf das, was man mit dem besonderen Begriff „Jugendbewegung“ verbindet. Er wurde für das Sinnen und Handeln der jungen Menschen geprägt, die seit der Jahrhundertwende Neues erstrebten. Ihre Geschichte war abgeschlossen, als die Eingliederung aller Verbände in die Hitler-Jugend erfolgte. Das ist berechtigter Anlaß zu einem Rückblick auf die Kräfte, die lebendig an der Neugestaltung des Volkstums mitgearbeitet haben. „Nur ganz hoffnungslose Sackgassen, in denen deutsche Jugend von volksfremden Verführern sich gegen sich selbst irreleiten ließ, wurden mit verdientem Schweigen übergangen.“ So heißt es im Vorwort des Herausgebers. Und Hans Friedrich Blunk betont: „Der Staat von heute wuchs aus der Jugendbewegung und aus dem prachtvollen männlichen Zusammenhalt der Kampfbinde. Man brachte keine Vorbilder an der Politik des Südens oder Ostens!“ Dieser Satz beweist zur Genüge die Notwendigkeit des Buches.

Sein Herausgeber erwarb sich dadurch ein großes Verdienst, daß er bei den einzelnen Abschnitten immer Menschen sprechen läßt, die mit Leib und Seele ihrer Bewegung angehörten. Wandervogel, Freischar, Bündische Jugend und H.J. sind im ersten Teil in acht umfangreichen Aufsätzen gewürdigt. Die Anfänge des neuen Volksliedes, erste Grenzlandfahrten und das Ringen um völkisches Bewußtsein werden in neues Licht gerückt. Welche Bedeutung unsere Heimat hier hatte, zeigt vor allem Kurt R. Matusch: „1925. In Schlesien beginnt die Jungmannschaft als erste ein gemeinsames Werk, den Aufbau eines Grenzlandheimes mit Volkshochschule: das Boberhaus.“ Arnold Pittmann schreibt weiter: „Hans Dehmel, einst Führer einer Wandervogelhundertschaft in den Grenzkämpfen um Oberschlesien,

wurde durch dies Werk zum Wegbereiter des Arbeitsdienstes, der Grenz- und Auslandsarbeit.“

Der zweite Teil des Buches schildert die sachliche Leistung der Jugendbünde. Martin Luserke und Fritz Jöde berichten hier über ihr Wollen. Hans Raupach gibt in der Abhandlung „Junge Mannschaft im Arbeitsdienst“ seine Erfahrungen in Schlesien wieder. Wesentliche Hinweise erfolgten weiter durch Ernst Bargel, der die „Grenz- und auslandsdeutsche Arbeit der jungen Generation“ darstellt. Im Sommer 1919 wird einem Zentralfoldatenrat offen und frei entgegengerufen: „Die schlesische Wandervogel-Hundertschaft . . . wendet sich mit tiefstem Abscheu von der Schmach des unserm Volke angebotenen „Friedens“ ab! Wir verfluchen die imperialistischen Wortbrecher zu Versailles als Verbrecher an der gesamten Jugend Europas . . .“

Der dritte Teil würdigt Sportjugend, deutsche Pfadfinder und konfessionelle Verbände. Endlich beurteilt Guida Diehl „Das Werden der deutschen weiblichen Jugend“. Ernst Kriek hat in seinem wichtigen Buche „Nationalpolitische Erziehung“ dem Jugendbund eine besondere Betrachtung gewidmet. Wer das Ringen dieser Bünde verstehen will, darf an dem Werke Will Vespers nicht vorübergehen. Es bietet in Wort und Bild einen wesentlichen Überblick. Dr. A. W.

Der Deutsche Student. Septemberheft 1934.
Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1.
Einzelheft 0,60 RM., vierteljährl. 1,80 RM.

Im ersten Teil des neuen Heftes erscheinen vier Aufsätze, die sich alle mit der Erneuerung der wissenschaftlichen Lehre und Forschung beschäftigen. Der einleitende, ebenso kurze wie inhaltsreiche Aufsatz von Ernst Kriek stößt auf den Kern der Frage, wenn er sagt: Es geht um eine neue, uns nötige Art der Fragestellung und Antwortfindung. Im zweiten Artikel bezeichnet Dr. Lohmann, der komm. Führer der deutschen Dozentschaft, die Aufgaben, die heute an den Dozenten gestellt werden müssen. Wenn er dabei das „Mannestum“ in den Vordergrund stellt, so deckt sich das durchaus mit dem Aufsatz Dr. Hofsfelders über den „Lehrer im Dritten Reich“, der ebenfalls die charakterliche Stärke als Hauptsache fordert und mit dem Worte von Flex schließt: Führer sein heißt, seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist nur ein Teil davon. Eduard Klein bringt dann Anregungen zur studentischen Gemeinschaftsforschung, die von der volklichen Wirklichkeit, nicht von einer Fragestellung „an sich“ auszugehen habe. Ueber die Aufgabe der

Kunst in der volkischen Erziehung schreibt O. Abetz, der u. a. verlangt, daß man nicht die fertige Formenwelt der Erwachsenen in die Phantasiewelt der Kinder hineinzwänge, die ja nicht Abbilder des Lebens, sondern Sinnbilder suchten. Es folgt dann noch ein scharfer berechtigter Angriff gegen die deutsche Filmindustrie sowie ein interessanter Bericht über die Reise bulgarischer Studenten durch Deutschland.

Gustav Faber: Schippe Hacke Hoi! Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem freiwilligen Arbeitsdienst. Mit 35 munteren Zeichnungen vom Verfasser. Verlag für Kulturpolitik. Geb. 3,40 RM.

Unter den Monatsbüchern der Reichsschriftumsstelle nimmt das lebendige Werk den ersten Platz ein. Für uns Schlesier ist das eine besondere Freude. Ein junger Student aus der südwestlichen Grenzmark schrieb all die Eindrücke nieder, die er beim Arbeitsdienst in Herrnstadt, in der südöstlichen Grenzmark empfing. Seine Schwarzwaldberge, das Geburtsland Schlageters, lassen ihn bei der Ostfahrt an die Freikorps in Oberschlesien denken. Er fühlt, worin das gemeinsame Schicksal der Bezirke liegt. Eine ganz andere Landschaft erstebt vor ihm, als die Kleinbahn dem Reiseziel zustrebt. Doch Faber freut sich auch über die Ebene und ihre bescheidenen Anhöhen, die einen weiteren Blick ermöglichen. „Wir gehen die Landstraße hügel auf. Bei der Landschenke bietet sich, wenn man zurückblickt, ein bezauberndes Bild des Friedens: in sanfter Mulde schläft Herrnstadt. Städte ringsum! Oft von Feindeshand zerstört! Deutscher Fleiß hat dieses Land geschaffen und erhalten. Sein Schicksal ist ein einziger Werberuß!“ So sieht der junge, hoffnungsvolle Mensch das Gebiet seines neuen Wirkens.

Der Arbeitsdienst bringt ihm Freude, weil neue Werte und eine neue Einstellung zu den Lebensaufgaben daraus erwachsen. „Wo liegt nun eigentlich der Unterschied zwischen diesen Schlesiern, Pommern, Märkern und mir, dem Süddeutschen! Ich finde ihn nicht! Nicht mehr! . . . Wir alle finden uns in Kameradschaft und Gefolgschaft, in den gleichen Zielen und im Stolze, Deutsche und von demselben Blute zu sein!“ Das ist die eine große Offenbarung, die ihm das Lager vermittelt. Und am Schluß heißt es: „Der Kampf geht weiter. Was wäre der Arbeitsdienst, wenn er im Leben Episode bliebe? . . . Ich kenne meinen Weg! Den will ich weiter gehen. Hin zur SA!“ Gleiches Schicksal der jungen Leute aus allen Berufen hat eine Gemeinschaft erzeugt, die immer wieder

Dienst und Einsatz für das Ganze fordert. Tischler und Hotelpage, Gärtner und Student, Bauer und Techniker, sie alle wirken an der gleichen Stelle. In Freistunden erzählen sie von ihrem Leben, wecken bei den Kameraden Verständnis und sehen, daß jede Erfahrung nutzbringend ist. Der Erzähler weiß den einzelnen treffend zu kennzeichnen, besonders gelingt es ihm bei dem Proletariersohn Schäfer, in dessen Umwelt er während des großen schlesischen SA.-Aufmarsches verweilt. Man wünscht sich, oft solch schlicht frommen, geraden Menschen, wie den Eltern des Arbeitsfreundes, zu begegnen. Zaber sagt auch: „Mein Breslauer Aufenthalt im Hause Schäfer mußte die Krone meiner Erkenntnis und Verdung darstellen.“

Röstlicher Humor begleitet bisweilen seine frischen Schilderungen. Die kleinen Macht-haber Herrnstadts sind sehr lustig dargestellt. Der Begriff „Verge“ bekommt seinen besonderen Inhalt. „Ein merkwürdiges Wort. Wie ich später erfuhr, Breslauer Jargon.. Die einen übersetzen es mit „Mein Liebling“, die anderen mit dem Ausdruck „struppiger Hund“. Hinter die richtige Erklärung bin ich nicht gekommen. Auf jeden Fall sind manche, wenn man sie damit anspricht, recht verärgert.“ Zaber sieht offenen und frohen Auges seine Umwelt, ist aufgeschlossen für jede fördernde Erkenntnis, die ihm das Lagerleben beschert. Bescheiden sagt er einmal: „Allerdings befinde ich mich wohl in einem der bestgeleiteten und geordnetsten Lager, die zur Zeit bestehen. Es kommt hinzu, daß dieses Lager in dem Land eines besonders fleißigen, starken und charakter-vollen Menschenschlages liegt.“ Es gibt wenige Bücher, die Schlesien so liebevoll schildern. Der beste Dank an den Verfasser besteht darin, daß es viele erwerben und mit Freude lesen. Besonders der Jugend sei es empfohlen!

Wi.

R. Reinhard und R. Voppel: Land und Volk an der Saar. 175 Seiten, 168 Abbildungen, 70 Karten, Pläne und Diagramme. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, 1934. Geh. 1,00 RM. Leinen 1,40 RM.

Fritz Carl Roegels: Deutsches Schicksal an der Saar. Mit 2 Karten und 40 Bildern, kartoniert 2,50 RM. Bergstadt-Verl. Wilsb. Sottl. Korn, Breslau, 1934.

Die Saarentscheidung rückt immer näher und muß ein beredetes Zeugnis deutscher Einheit werden. Die letzte der durch Versailles verhängten Volksabstimmungen soll überwältigend beweisen, daß alle Versuche des Losreißens vergeblich waren, daß die einstige Zerrissenheit überwunden ist. Ganz Deutschland setzt sich für die Saar ein; ihr Schicksal findet in West und Ost starken Widerhall. Darum ist es zu begrüßen, daß auch in Breslau, der Hauptstadt der östlichen Grenzmark, zwei wertvolle Werke erschienen sind, die auf wichtige Fragen dieses westlichen Grenzgebietes hinweisen.

Das Buch des Verlages Hirt ist vom Leipziger Museum für Länderkunde herausgegeben. In anschaulicher Form werden Erdkunde, Geschichte, Volkskunde und Wirtschaft des Saargebietes dargestellt. Die Fülle der Bilder ermöglichte es, daß man bei dem verbindenden Text nur das Hauptsächliche herausarbeitete. Die wenigen Sätze gewinnen dadurch an Bedeutung. Das gilt auch von dem Geleitwort des Staatsrates und Gauleiters Simon-Roblenz. Der Rhein war niemals als Grenze wirksam, wie die Gegenüberstellung von Landschaft und Kultur an seinen beiden Ufern zeigt. Die Reste mittelalterlicher Baukunst, die Schönheit des rheinischen Barock, der Wandel der Bezirke durch den Bergbau und die Dörfer mit ihren reichen Acker-

Humboldt-Verein für Volksbildung e.V.

Breslau, Agnesstraße 10

Ruf 279 32

Vorträge, Vorlesungen, Führungen und Unterhaltungsabende.

Jahresbeitrag 2.— RM.

Die Mitglieder des Humboldt-Vereins erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte und ähnliche Veranstaltungen.

fluren, das alles erstebt lebendig in Bild und Wort. Bei der wirtschaftlichen Betätigung des Menschen sind auch Glasindustrie und Keramik eingehend dargestellt. Endlich zeigt der Schlußabschnitt „Die deutsche Saar in Geschichte und Politik“, daß Frankreich schon oft nach dem schönen Stück Erde Verlangen trug. Aber immer wieder siegte das Deutschtum, wie es auch 1935 geschehen wird.

Fritz Carl Roegels schildert vor allem den Kampf der Bevölkerung gegen fremdländischen Einfluß. Deutsche Geschichte des Saarbeckens und französische Herrschaft werden wirkungsvoll gegenübergestellt. Der Kohlenraub und die türkische Arbeit der Emigranten zeugen besonders von der Betriebsamkeit der Gegner. Wenn man erfährt, wie oft Ehre und Mut der völkischen Gesinnung mißachtet wurden, wenn man von den Opfern liest, die der Saarbevölkerung auferlegt worden sind, dann wird jedem Deutschen klar, daß auch ihn diese Frage angeht. Die Wichtigkeit des Problems für Europa wird in dem Geleitwort aufgewiesen, das Franz von Papen schrieb.

Beide Bücher schließen mit der Rundgebung am Niederwalddenkmal. Was hier Adolf Hitler sagte, muß Peitstern für alle sein: „Es wird keine glücklichere Stunde geben für dieses neue Deutschland als die, in der wir die Tore aufreißen können und Euch wieder in Deutschland sehen.“

Hildegard Schubert: Landschlösser in Schlesien, ihre Geschichte und ihre Bedeutung für den schlesischen Barock. Dissertation München 1932.

Im Märzheft wurde auf das Blaue Buch „Deutsche Barockplastik“ von Wilhelm Pinder hingewiesen. Dieser Kunsthistoriker, einst Hochschullehrer in Breslau, hat das Wesen barocker Architektur und Bildhauerei in wenigen Seiten gekennzeichnet. Aus eigenen Studien und Vorarbeiten seiner Schüler ist die zusammenfassende, klare Betrachtung hervorgegangen. Die gewonnenen Erkenntnisse haben auch auf die vorliegende Spezialarbeit eingewirkt.

Die Doktorantin Prof. Pinders untersucht eingehend die Baugeschichte von sieben schlesischen Landschlössern. Die ausführlichen Beschreibungen erweisen, daß wertvolle Sammelarbeit geleistet wurde. Daraufhin konnte auch die Architektenfrage erörtert werden. Besonders wichtig ist hierbei die Würdigung von Martin Franz, von dem vor einem Jahr Provinzialkonservator Dr.

Grundmann in den Monatsheften berichtete (August 1933). Derartige Einzeluntersuchungen liegen in Fülle vor, wie man schon aus dem kurzen Literaturverzeichnis der Doktorarbeit ersieht. Auch die „Schlesischen Monatshefte“ brachten eine Zahl von Sonderaufsätzen. Es wäre zu wünschen, daß einmal eine Zusammenfassung des heimischen Barock erfolgt, ähnlich wie sie z. B. von Wölfflin und Pinder für Gesamtdeutschland geboten wurde. Ansätze dafür bietet H. Schubert in ihrer Schlußbetrachtung. Ob man aber bei den Beziehungen zu Süddeutschland, Böhmen und Wien überhaupt von einem eigenwilligen schlesischen Barock sprechen darf, bleibe dahingestellt. Die Kirchenbauten und die behandelten Landsitze des Adels zeigen oft ein sehr unterschiedliches Gepräge. Es bleibt aber ein großes Verdienst der Verfasserin, daß sie bei ihrer Einzelrecherche zu den allgemeinen Gesichtspunkten zu gelangen sucht.

Dr. A. W i e n i c k e.

Wilhelm Pleyer: Der Puchner. Ein Grenzlandschicksal. Verlag Albert Langen/Georg Müller, 1934. Leinwand 5,50 RM.

Der deutsch-böhmische Verfasser des großen Schicksalsromanes kämpft seit Jahren in der vordersten Reihe für das Deutschtum im Grenzlande. Georg Puchner, der Held seines erlebnisstarken Buches, ist einer von jenen dreieinhalb Millionen, die unendlich schwer um die Erhaltung ihrer Wesensart ringen. Wir Reichsdeutschen haben die Ausmaße dieses Bemühens oft viel zu wenig beachtet. Hier wird uns deutlich, was deutsche Bauern und Handwerker, Grenzdeutsche überhaupt erdulden müssen, seitdem Wilson den „Frieden“ Europas verkündete.

Schon im Osterreich der Jahrhundertwende standen diese geraden Menschen auf schwerem Posten. Das wird uns gleich am Anfang gezeigt, wo wir von einer Reise zu Bismarck, von der „Wallfahrt in den Sachsenwald“ hören. Der Krieg und der Tod des Kaisers Franz Josef erhöhen die Pein der Deutschböhmen. Packend werden „der Heiland aus Amerika“ und Hitler gegenübergestellt. Hindenburg ist in wenigen Seiten ein herrliches Denkmal gesetzt. Unvergesslich werden langersehnte Reisetage in Deutschland, unter Brüdern des gleichen Volkstums dargestellt. Man spürt, daß diesen Kämpfern keine Not, kein Zwang das Deutschtum nehmen kann. Selbst in der Gefängnishaft ist ihre Hoffnung auf unser Vaterland unzerstörbar. Und wir wissen durch das Buch, daß wir ihnen gegenüber eine große, unverbrüchliche Ver-

pflichtung haben. Der Roman ist eines der bedeutendsten, zukunftsweisenden Werke der Gegenwart. Pleyer ruft uns zu: „Wir an den Völkergrenzen wollen gleichberechtigt und befriedet sein, um Bürgen des Friedens zu werden zwischen Völkern und Staaten. Bewahrung und Vermittlung ist unser Auftrag von der Geschichte. Unser Opfer aber will erkannt und gewürdigt sein.“

Dr. A. Wienick e.

Ein Buch aus der jungen Frauenbewegung von Lydia Gottschewski: „Männerbund und Frauenfrage.“ Verlag: J. F. Lehmann, München. Einzelpreis: 1,20 RM.; Staffelpreis: 20 Stück je 1,10 RM., 100 Stück je 1,— RM.

Diese Broschüre, die den sachlichen Untertitel: „Die Frau im neuen Staat“ trägt, ist nicht die Darlegung eines trockenen Programms, nein, sie ist heller, verantwortungsbewußter Kampfruf. Jeder Kampf, der über die Grenzen der Ichsucht hinaus verpflichtet, wurde noch immer aus dem Urgrund allen seelischen Seins geboren: Aus Glauben! Und der Glaube, der in diesem Buche schwingt, ist es, der es weit heraushebt aus dem Schrifttum über ähnliche Themen. Dieser Glaube fesselt oder beschränkt nicht etwa den disziplinierten, klaren Verstand der Verfasserin, sondern wird anfeuernd dessen Führer. Und darum ist dies Buch Charakteristikum der jungen, heranreisenden Frauengeneration. Glaube und Klugheit, Herz und Verstand — sie sind nicht mehr Gegensätze, wie in der liberalistischen Epoche, sondern sie sind Einheit und Einbezogenheit in das Ganze — in Gott und Volk. — . . . „So strebt das Ethos der jungen Generation zu einer immer tieferen Erfassung des Volkes als Gottesgedanken“ (S. 39) . . .

Über dem Vorwort steht als Aufklang ein Wort Hitlers: „Der neue Staat wird dann ein Phantasieprodukt sein, wenn er nicht einen neuen Menschen schafft. Seit zweieinhalbtausend Jahren sind nahezu sämtliche Revolutionen gescheitert, weil ihre Führer nicht erkannt hatten, daß das Wesentliche einer Revolution nicht die Machtübernahme ist, sondern die Erziehung des Menschen.“

Dies Wort ist letzten Endes Motto des ganzen Buches, das nichts anderes will, als dieser Forderung dienen, dieser Forderung, die die Verfasserin mit der Unbedingtheit des Jesu-Wortes zusammenfaßt: Ihr müßet von Neuem geboren werden.

Das Buch, ein leidenschaftliches Bekenntnis zum Nationalsozialismus, ist zugleich Warner vor allem, was den Geist der Bewegung verfälschen oder überfremden könnte,

denn: „Wir haben als Nationalsozialisten die Pflicht, auf alles zu achten und vor allem zu warnen, was in die Grundsteine unseres Reiches Risse und Brüche freissen könnte. Wir haben diese Aufgabe um so mehr, mit je heißerer Liebe wir dem neuen Werden offen und verpflichtet sind.“ (S. 9.)

Lydia Gottschewski bezeichnet es als Aufgabe ihrer Schrift, aufzuzeigen, „daß die junge Frauenbewegung eigenständig auf dem Boden des Nationalsozialismus gewachsen ist, daß ihre Wurzeln im 20. und nicht im 19. Jahrhundert liegen“. Daneben will sie „der jungen Frauenbewegung zur Klärung und Formung ihrer Aufgaben und Ziele, zur weltanschaulichen Sicherung ihres Weges in die Zukunft helfen“. Beides gelingt der Verfasserin ebenso eindeutig und klar, wie das Herausstellen der Gefahren.

Diese Gefahren behandelt sie in dem ersten Teil ihrer Schrift: „Spaltungen“. Hier setzt sie sich kritisch und erbarmungslos abrechnend mit der alten Frauenbewegung auseinander, die sie als Teil des Liberalismus brandmarkt. Die furchtbare Glaubenslosigkeit, Ichsucht und „Unfähigkeit eine gesunde Rangordnung zu schaffen“, hatten in der alten Frauenbewegung alle Urgründe des Frauentums zerstörend angegriffen. Die „natürliche, freudige Selbstverständlichkeit“ zur Mutterschaft ging der Frau verloren und somit auch dem Volke „die Mütterlichkeit als seelischer Wert“. Die Ehe fiel der Zerfetzung anheim, da sie als Vertrag gewertet wurde, nicht aber als eine höhere Einheit, die in Gott verwurzelt sein muß. Durch die internationale Einstellung fehlte die Liebe zum einzelnen Volksgenossen und die Hingabe an die Nation. Überall Begriffsverwirrung, die ja den Liberalismus überhaupt kennzeichnet, bis zu völligem Mangel an „politischem Instinkt“. Dieser alten Frauenbewegung wird das junge Frauengeschlecht stets in bewußter und radikaler Abwehr gegenüberstehen.

Als weitere Spaltungen, noch nicht — wie bei der liberalistischen Frauenbewegung — schon vorhanden, sondern als mögliche und nahe Gefahr, sind „Mutterherrschaft“ und „Männerbund“ aufgezeigt. Die Mutterherrschaft, „die nicht dem Manne, sondern der Frau die ausschlaggebende Stellung in Staat und Familie zuweist“, ist im Grunde ein uns fremdes Element. Pazifismus gibt ihr das Gepräge, die Angst um das Leben des Nächsten, des Kindes. Die Kraft allen Muttertums wird hier verantwortungslos zum Negativen benützt: Zum selbstsüchtigen Nur-Hegen und -Hüten, nicht aber zu einem Leben, das dem Manne hülfe auch in der höchsten Forderung, die Kampf und Krieg an ihn stellen.

„Die Idee des Männerbundes entstand in den Feuern des großen Krieges“ (S. 38). In ihrer letzten Zuspitzung und Überspitzung aber zeigt sie nicht mehr einzig das lautere, gestählte, geistig hohe Ethos letzter Kampfgemeinschaft, sondern führt zu gefährlicher Mißachtung der Frau und Verachtung der Ehe.“ „Das Auseinanderreißen von Familie und Männerbund zu feindlichen Gegensätzen hätte die Folge einer ebenso scharfen Trennung von Volk und Staat.“ (S. 45.)

Hier also ist auf die Gefahren hingewiesen. Ihnen gegenüber wird im zweiten Teil des Buches „Die neue Einheit“ aufgezeigt, als Forderung und Glaube zugleich. Alles Zukünftige wird in den folgenden Kapiteln herausgestellt. „Die Wendung zum Glauben“ geht durch alle Abschnitte des zweiten Teiles — wie sie auch schon im ersten Teil immer und überall spürbar wird. In den Kapiteln „Gemeinschaft und Spannung“, „Ehe und Familie“, „Berufung und Beruf“, „Neue Frauenbewegung“, „Das Reich der Deutschen“ werden im Gegensatz zur alten Frauenbewegung nie und nirgends Rechte für die Frau als solche verlangt, sondern es wird jeglicher Verantwortlichkeit der Frau nachgespürt, um sie als Forderung und Verpflichtung aufzustellen. Wir tragen mit an der Verantwortung für das Werden echter Volksgemeinschaft, wir haben den Sozialismus „vorzuleben in jeder Stunde und Minute“, denn: „Die Volksgemeinschaft ist heute keine Tatsache, sondern eine Aufgabe“ (S. 54). An uns ist es, „in den jungen Frauen unseres Volkes wieder die verschüttete Liebe, die natürliche Freude am Kind zu wecken“. Wir haben Hüterin der Rasse zu sein. Uns gilt die zukunfts-gestaltende Verpflichtung, aus „neuer Sittlichkeit neue Sitte“ zu bilden. Sie zu bilden nicht aus einer isolierten, dem Selbstzweck dienenden Frauenbewegung, sondern in steter Wechselbeziehung zum Manne und zur Nation. Die Mütterlichkeit, die in jeder Frau liegt, verpflichtet die verheiratete Frau wie die un-

verheiratete gleichermaßen. Die seelische Mütterlichkeit ist nicht weniger unbedingt in ihrer Aufgabe dem Volke gegenüber als die körperliche Mutterchaft.

Wo immer wir diese letzten Kapitel aufschlagen — wir finden die Worte Verpflichtung, Verantwortung, Glauben ausge schöpft bis zu ihrem tiefsten Sinn. Sie werden zu absoluten Forderungen, die wir zu erfüllen haben. Die seelisch-geistige Tragkraft der neuen Frauenbewegung schrickt auch nicht, wie die liberalistische Frauenbewegung, vor der möglichen Bereitschaft zum Kriege zurück. Sie will bewußt Zellen weiblicher Führung im Volke bilden, damit in Notzeiten, da der Mann anderweitig (durch Kampf) gebunden ist, die Nation im Innern festbleibe. Die Front der Frauen muß mit gleicher Verpflichtung in jedweder Prüfung stehen und sie bestehen wie die Front der Männer. Es ist wohl das verpflichtendste Wort von allen, das Lydia Gottschewski aus ihrer weiten Sicht heraus schreibt: „Eine Zeit, die als Lebensgesetz des Mannes das Heldische auf den Schild erhebt, muß auch die Frau auf dies Gesetz verpflichten — heldischer Kampf beim Manne, heldisches und opferbereites Dienen bei der Frau!“

Und wenn dennoch ein Recht in diesem Buch gefordert wird für die Frau, so ist es einzig das Recht, dienen zu dürfen — dienen zu dürfen dem neuen Aufbruch, dienen zu dürfen dem Schicksal der Gesamtheit, dienen zu dürfen in unbeirrbarer Gläubigkeit, dem Höchsten, das wir kennen: dem deutschen Volke. Und durch diesen Dienst mitzuwirken an der Schaffung des neuen Menschen, die der Führer als Voraussetzung der deutschen Zukunft ansieht!

Dies zielweisende Buch aus der jungen Frauenbewegung gehört in jede Frauenschaft, in die Hand jeder deutschen Frau und jedes deutschen Mädels, sofern sie bereit sind, mitzuwirken am deutschen Schicksal.

Sch.

Die nichtbeschrifteten Kunstbeilagen stellen dar:

1. Herrmann Diesner: Christus
2. Erich Erler: In der Sappe — Sturm
3. Erich Erler: Morgen — Rote Nacht
4. Gertrud Staats: Waldinneres (Aufn.: Damerau)
Ottmachau

Nachtrag: Im Septemberheft der „Schlesischen Monatshefte“ wurde von der Schriftleitung bei dem von Edgar Benna geschliffenen „Christuskopf“ irrtümlich vergessen hinzuzusetzen, daß dieser nach einem Entwurf von Herrn Professor Gebhard Uttinger, Breslau, gearbeitet worden ist.



Aber ein Grab hin . . .
Orig.-Handscherenschnitt

Maria Anders-Schweidnitz